rel. 7482

Crusenstolpe

J. M. v

Der

Pfarrhof zu Högadal.

von

J. M. von Crusenstolpe.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

Dr. Wachenhusen.

Erster Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1845.

424. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Pfarrhof zu Högadal.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

„Du kleidest Dich heute so langsam, als erwartetest Du einen Freier!“ sagte die Frau Pastorin Sylvén mit unfreundlicher Stimme, indem sie zu ihrer Tochter hereintrat. „Du stehst noch auf demselben Flecke, und bist noch nicht weiter gekommen, als Du vor zwei Stunden warst,“ fuhr sie fort, und ihr Ton ging zu einem strengen Vorwurf über. „Unsere jetzigen Mädchen haben ein ganz eigenes Talent, die Zeit mit Nichts zu vertreiben; dafür aber kommen sie auch zu nichts Rechtem.“

„Beste Mutter,“ stammelte Marie, welche gerade damit beschäftigt war, ein Sträußchen der frischesten Maiblümchen in das Glas zu setzen, und blickte bittend zur Mutter auf, „ich bin so eben erst mit dem Ordnen von Axels Zimmer fertig geworden.“

„Es war schon lange Alles in Ordnung, Du hast also nur mit überflüssigen Dingen die Zeit verbracht, ohne die Dein Bruder gewiß eben so gut geschlafen hätte.“

„Aber Axel liebt die Blumen doch so sehr, und sieht es eben so gerne, wenn seine kleine Bibliothek rein von Staub und geordnet dasteht.“

„Das ist wohl wahr; aber wie ich den Jungen kenne, liegt ihm noch weit mehr daran, am Abend von dem Johannisfeste ein paar treffliche Gerüchte vorzufinden, und von Blumenduft und abgestäubten Büchern kann er nicht satt werden. Und wenn nun der liebe Herr Gott die Zuckererbsen gerade zu seiner Ankunft zu Hause reifen und gedeihen läßt, und ich sie pflücke und sie kochen will, so ist es doch wohl Deine Pflicht, sie zu reinigen, um Deinen Bruder mit seinem Lieblingsgerücht zu bewirthen?“

„Aber vorerst muß Marie doch die häßlichen Papilloten aus dem Haar nehmen,“ wendete der Vater lächelnd ein, welcher die letzten Worte durch die offene Thür gehört hatte und in demselben Augenblick ins Zimmer trat. „Axel kann bald hier sein, und —“

„Und Axel wird seine Schwester schon ohne die langen Locken da wiederkennen, die ich nie recht habe ausstehen können!“

„Aber Du vergißt, daß Axel nicht allein kommt, und daß sich sein Kamerad gewiß sehr wundern würde, Marie selbst am Festabende so behaaret zu sehen.“

„Des Kameraden, dieses armen Studenten wegen, wird doch Marie nicht eine einzige Papillote aus dem Haar nehmen!“

„Aber Axels wegen Alle, liebe Mutter!“ sagte Marie

mit einem sanften Lächeln, und sogleich fielen ihre langen hellbraunen Locken über die blühenden Wangen herab. Jetzt sollen die Erbsen bald gereinigt sein," setzte sie hinzu, indem sie die hübsche goldene Nadel in das feine Mousselinhalstuch steckte. Der Vater heftete einen wohlgefälligen Blick auf seine geliebte Marie und streichelte ihre klare, weiße Stirne; die Mutter ging, vollkommen besänftigt und in ganz anderer Stimmung, um mit Hülfe ihrer Tochter die kleinen häuslichen Geschäfte zu verrichten.

Wir wollen uns mit dem Hause, wo wir unsere Leser so eben eingeführt haben, etwas näher bekannt machen, und wir sehen, daß der im Alltagsleben so gewöhnliche dienstbare Geist, der Unfriede sich auch hier mitunter über die Lippen der Hausmutter einschleicht, und zwar machte er hier recht häufige, selten aber lange Besuche.

Der Pfarrhof von Högadal — denn in diesem befinden wir uns jetzt — lag im Herzen Schwedens. Das weiße, einstöckige Haus lag, von einem grünenden Hölzchen umschattet, an einem breiten, von Erlen begrenzten Fluß, welcher sich, nachdem er den Pfarrhof fast ganz umschlingelt, in einem kleinen, von Fichten umwachsenen See verliert. Der Hof war von hohem Masholder bewachsen und in geringer Ferne erhob sich die alte ehrfurchtgebietende Kirche. Die Natur war in dieser Gegend weder großartig, noch romantisch, aber sie war freundlich und idyllisch, und wenn sie auch nicht zu entzücken vermochte, so verließ man sie doch nicht ohne den angenehmsten Eindruck.

Dies sei von dem Aeußeren des Pfarrhofes genug gesagt. Jetzt aber etwas von seinen Bewohnern. Der Pfarrer Sylvén war ein Mann in seinen kräftigsten Jahren und besaß neben einer wahren und edlen Bildung ein warmes, redliches Herz, eine ungeheuchelte Menschenliebe. Er war einer von den Menschen, bei welchen man sich wohl befindet, mit denen man bald vertraut wird, und bei denen man heimisch ist. Er war Lehrer in einem vornehmen Hause gewesen, und hatte dieser Stelle sowohl sein Predigeramt als seine Frau zu verdanken. Wenn ihn nun auch die Fürsprache zu dem Ersteren berufen hatte, so hatte ihn doch zu dem Letzteren sein Herz geführt; denn seine Frau war früher Haushälterin in dem freiherrlichen Hause gewesen und hatte dort zugleich durch ihr blühendes Aeußere, und durch ihre frohe Laune und ihre vielen häuslichen Eigenschaften, vielleicht ihr selbst unbewußt, den jungen liebenswürdigen Magister für sich eingenommen.

Mamsell Hedda Brumander hatte dem entzückten Liebhaber stets sehr sorgfältig ihre kleine Verwandtschaft mit der seligen Xantippe verborgen, und als ihr Gemahl diese später entdeckte, blieb er unverändert der geduldige Sokrates. Ihre Ehe war die glücklichste; eine gegenseitige Liebe bewegte die vielen Räder in dem großen Mechanismus des Alltagsleben; und wenn auch die aufbrausende Hitze der Hausfrau bisweilen diese Räder mit sausender Schnelligkeit dahinrollen ließ, so war doch die Liebe stets bereit, ihnen eine leichte Hemmschnur anzulegen und sie zu ihrem stillen Gang zurück-

zubringen. Ihr Haus war vortrefflich eingerichtet und stand, wie sie selbst, auf der Grenze zwischen dem Alter und der Jugend, doch je mehr sie selbst sich dem Alter näherten, je mehr näherte sich dies einer neueren Zeit. Auch als Eltern waren sie sehr glücklich. Axel, der jetzt zu Hause erwartete Sohn, hatte ganz die Hoffnungen der Mutter- und Vaterfreude erfüllt; er war ein liebenswürdiger Jüngling mit glücklichen Anlagen und einem frischen, einnehmenden Aeußeren. Er hatte sowohl seine kräftige blühende Gestalt, als das äußerst feurige Gemüth von seiner Mutter geerbt, wie sehr er auch zeitig gegen das gefährliche mütterliche Erbtheil zu kämpfen begann. Er war jetzt einundzwanzig Jahre alt und sollte bei der im nächsten Jahre stattfindenden Promotion den Lorbeerkranz empfangen.

Marie, drei Jahre jünger als Axel, war eine reizende schöne Gestalt, die, obgleich zart und fein gebaut, doch mit ihrem Bruder sowohl äußerlich wie innerlich viel Aehnlichkeit hatte. Ihr Aeußeres war gerade nicht blendend, aber so sanft, so harmonisch, daß man, wie durch Zauberkraft bei ihrem Anblick sogleich ihr Bild im Innersten seiner Seele wiederfand, wo es mit jedem Augenblick eine höhere Schönheit annahm. Ihre Stimme war sanft und melodisch, in ihrem Wesen lag, obgleich es viel Gefühl und Leben hatte, doch immer etwas, was man Engelmilde hätte nennen mögen.

So war Marie der Günstling ihres Vaters und des ganzen Hauses. Axel indeß war vielleicht dem Mutterherzen noch näher, einestheils, weil er so viel Verwandtes mit ihr

hatte, anderntheils auch aus der bei den Müttern oft bemerkbaren Eigenthümlichkeit, daß sie die Söhne immer am meisten lieben.

Eine andere Tochter, jünger als Axel und älter als Marie war mit zwölf Jahren gestorben, und wenn nun, während die beiden Uebriggebliebenen aufwuchsen, etwas passirte, was der Mutter nicht gefiel, so nannte sie immer die selige Karoline als ein Muster für sie. Die beiden Geschwister liebten einander mit fast mehr als geschwisterlicher Liebe; man könnte wohl sagen, jedes war dem andern ein Ideal. Für Axel war Marie das vollendete Bild weiblicher Anmuth, und Marie wieder dachte: „Ach, wie gut Axel ist! Wie herrlich ist er! Niemand kommt doch Axel gleich!"

Axels Briefe waren während seiner Abwesenheit ihre höchste Freude, und theilten ihr Leben gleichsam in Epochen; und der Tag, der ersehnte Tag, an welchem er zurückkehren sollte, war für das Schwesterherz der schönste Festtag. Keine gleich alte Freundin rivalisirte mit Axel um ihr Vertrauen; in der Gemeinde gab es keine solche, und Marie vermißte sie auch nicht.

Jetzt aber war er wieder gekommen, dieser lächelnde Tag, welcher ihr den geliebten Axel in Begleitung eines seiner Kameraden, den er seinen besten Freund nannte, wieder zuführen sollte. Die Freude war im Pfarrhof allgemein, und die schöne, völlig entwickelte Natur lächelte sonnenklar und üppig, als feire auch sie das Fest des Wiedersehens.

Schon hatte Marie unzählige Male nach dem mit Birken

bewachsenen Hügel hinausgeblickt, über welchen Axel kommen mußte, oft schon hatte sie geglaubt, das Rollen des Wagens zu hören, aber noch immer war der ersehnte Gast nicht da,

„Gewiß ist er entweder erkrankt, oder die Pferde sind durchgegangen, und er ist zu Schaden gekommen, oder liegt vielleicht gar todt an einer dieser bösen Hügel!" rief Madam Sylvén, als sie die Uhr acht schlagen hörte, und blickte mit thränenvollem Auge durch das Fenster des Vorgemachs hinaus.

„Warum aber stets das Schlimste glauben, liebe Hedda? antwortete der Pfarrer Sylvén tröstend, „sei doch ruhig, liebe Frau!"

„Was? Ruhig sein?" fiel Hedda heftig ein. „Du hast klug schwatzen! Gebiete mal dem Mutterherzen, ruhig zu sein, das hilft nichts. Wenn ich doch endlich nicht mehr die langweilige Predigt zu hören brauchte, die ich schon lange auswendig weiß, und die mich doch nicht trösten kann; „Sei ruhig und sieh nicht jede Sache von der schlimmsten Seite an!" fuhr sie mit lächerlichem Pathos fort. — In demselben Augenblick öffnete sich die Thür und Axel warf sich in die Arme der Mutter.

Ihre Freude war jetzt eben so ausgelassen wie ihre Unruhe vorhin groß gewesen war; und nachdem die ersten Augenblicke des Wiedersehens verstrichen waren, und auch der Vater seinen theuren Axel umarmen konnte, rief Hedda mit kindlicher Reue, indem sie ihrem Mann freudig die Schulter klopfte:

„Ach, daß ich doch niemals klug werden und dergleichen so ruhig hinnehmen kann, wie Du, lieber Mann; ich sehe ja doch, daß Du jedesmal Recht hast! Aber ich werde mich bessern, und ich verspreche Dir heilig, mich das nächste Mal und alle Mal nach deinem Worte zu richten und ruhig zu sein!"

Der Pfarrer lächelte mit schelmischer Freundlichkeit. „Thu das, liebe Hedda," sagte er, „und Du wirst Dir manche schwere und unruhige Stunde ersparen."

„Wie gesund Du aussiehst, liebe Marie, Du siehst jetzt weit völliger aus als sonst!" sagte Axel zu seiner Schwester, während er ihre Hand in der seinigen hielt und sie zärtlich betrachtete.

„Ja, Gott sei Dank, ich bin auch gesund. Wie froh klopfte mein Herz als ich Dich über den Hügel kommen sah!"

„Sahst Du Axel kommen, und sagtest uns nichts davon? Das war nicht recht, Marie!" sagte die Mutter mit einigem Vorwurf."

„Gute Mutter, verzeih mir! als ich Axel kommen sah, hätte ich an Niemand anders in der ganzen Welt, als an ihn, denken können!"

„Aber wo ist Gustav?" rief Axel plötzlich. Niemand erinnert sich seiner, Niemand heißt ihn willkommen?" und mit diesen Worten eilte er aus dem Zimmer.

An dem offenen Saalfenster fand Axel seinen Freund, der, wie es schien, tief in Gedanken versunken war.

„Verzeih mir, Gustav," sagte Axel mit so herzlicher Stimme und legte seine Hand auf die Schulter des Freundes.

„Ich würde Dich nicht so bewundernswerth finden, wenn Du in diesen Augenblicken hättest an mich denken können," antwortete Gustav und heftete einen ganz unaussprechlichen ausdrucksvollen Blick auf Axel.

Axel verstand, was er dachte, wagte aber nicht, diese Gedanken auszusprechen, sondern sagte mit brüderlicher Anhänglichkeit: „Komm jetzt uud folge mir! auch Du sollst Dich hier heimisch und geliebt finden!"

Der „Willkommen," mit welchem der Pfarrer Sylvén seinen jungen Gast empfing, that Gustav in der Tiefe seiner Seele wohl. Die Pastorin, welche nach einer in dem vornehmen Hause angenommenen Gewohnheit ihre Gäste sonst mit mehr Artigkeit als Herzlichkeit zu empfangen pflegte, begrüßte Gustav doch, in dem Entzücken ihres Mntterherzens ganz freudig und herzlich. In Marieens Herzen stand der Jüngling schon ehe sie ihn gesehen, als Axels Freund sehr hoch angeschrieben, und als sie ihn jetzt mit ihrer unschuldsvollen Freundlichkeit begrüßte, war auch Gustavs Seele weich und warm.

„Nun, ist es hier nicht schön?" fragte Axel seinen Freund als sie nach der Mahlzeit Arm in Arm an den schönen Ufern des Flusses spazieren gingen.

„Deine Heimath ist ein Paradies, Axel!"

„Möchtest Du das Innere meines väterlichen Hauses

eben so heimisch finden, wie Du sein Aeußeres schön findest!"

„Und wie könnte ich anders bei Dir und Deinen Eltern?"

„Und Marie," setzte Axel fast mit Vorwurf hinzu. „War meine Beschreibung von ihr übertrieben? Antworte mir aufrichtig!"

„Deine Beschreibung konnte mir Marie lange nicht ganz schildern!"

„Das wollte ich von Dir hören!" antwortete Axel mit freudestrahlendem Blick.

Als die beiden Freunde in der halbdunkeln Johannisnacht, lange den Schauplatz von Axels Kinderspielen durchwandert und den Jubel der Landleute über Axels Rückkehr von allen Seiten angehört hatten, kehrten sie zurück, um in das schöne, von Marie so geschmackvoll geordnete Zimmer zu treten, welches dem Mariens gegenüber lag, obgleich durch die lange Hausflur getrennt.

„Ob sie wohl schon schläft?" sagte Axel und lauschte an der Thür, als sie bei derselben vorüberkamen. „Gute Nacht, Marie!" rief er leise und mit dem Ohr an die Thüre gelehnt.

„Gute Nacht, lieber Axel!" antwortete sie von Innen mit sanfter Stimme.

„Darf ich hineinkommen, Marie?"

„Ach ja! Ich habe schon lange auf Dich gewartet, und

war fast böse auf Gustav, der mir so lange Deine Gesellschaft geraubt!“

Diese letzten Worte sagte Marie, indem sie die Thüre öffnete, hinter welcher sich Gustav versteckte.

„Siehst Du, daß Alles noch wie früher in meinem Zimmer ist?“ sagte Marie, als Axel eingetreten war; „Hier die Blumen, die Gemälde, die schöne Aussicht. Alles heißt Dich willkommen, sogar mein kleiner Vogel, der eben das Köpfchen unter dem Flügel erhebt. Siehst Du, daß Alles auf seiner alten Stelle steht; und auch unser kleines Sopha, das so lange auf Dich gewartet hat,“ fuhr sie fort, indem sie ihn in die kleine Sophaecke schob. „Gott sei Dank, daß ich Dich wieder habe!“ flüsterte sie nach einem kurzen Schweigen mit liebevoller Stimme und legte mit kindlicher Zärtlichkeit ihren Kopf an des Bruders Schulter, indem dieser den Arm um den Leib der Schwester legte, und mit der andern Hand die reichen Locken wegstrich, welche ihr über Stirn und Wangen gefallen waren. Die glücklichen Geschwister verlebten jetzt einen ihrer schönsten Augenblicke.

Getreulich wurde jetzt Alles erzählt, was während der langen Abwesenheit des Bruders sich zugetragen hatte, und die kindliche Marie fand keine Kleinigkeit zu unbedeutend, als daß sie dieselbe ihrem Axel nicht mitgetheilt hätte.

„Nun, liebe Marie, wie sieht es mit dem Bergwerksbesitzer Lemner aus! Du schriebst ja einmal, daß er anfinge, Dir eine ganz eigene Art von Artigkeit zu erzeigen,

und daß Du fürchtest, es sei Mutters Wunsch, daß er Dein Gemahl werde?"

„Ach, Axel, das fürchte ich noch; Er ist jede Woche hier, gibt uns oft Geschenke, die ebenso wie der Geber selbst, der Mutter gewiß sehr gefallen; denn sie spricht beständig von seiner Herzensgüte, seinem Werth und dem großen prächtigen Lundafors."

„Und Du? Was denkst Du von dem Gute und dem Besitzer desselben? Möchtest Du sie wohl Dein nennen?"

„Wie kannst Du so scherzen, Axel! Du weißt ja doch, daß ich mich weder nach Reichthum, noch nach einer Heirath sehne!"

„Das weiß ich, aber Du willst doch auch nicht die große Anzahl der Mädchen vermehren, welche sitzen bleiben?"

„Ja, das will ich, wenn ich nicht Einen haben soll, den ich lieben kann, nach dem ich mich bilden will, und an den ich mich mit ganzer Seele anschließen kann — mit Einem Wort: Einen, der Dir gleicht, Axel!" sagte Marie mit schwärmerischer Zärtlichkeit.

„Ohne Liebe wird Dir das Leben arm bleiben, Marie; aber nicht Alles, was die Welt Liebe nennt, wird Dein Herz ganz glücklich machen," antwortete Axel mit Wärme und blickte tief in die klaren blauen Augen seiner Schwester.

„Also nicht der Bergwerksbesitzer Lemner?" fuhr Axel nach einem augenblicklichen Schweigen scherzend fort.

„Nein, Axel; er vertieft sich so in die reichen Metall-

schachten seines Bergwerks, daß er den edleren Reichthümern des Herzens ganz fremd wird."

„Nun, also der Lieutenant Flyktén?"

„Nein; denn bei ihm werden Mutters Worte wahr, daß die Militärs Zugvögel sind, die beständig Sonne und Süden haben wollen. Sollte ich einen Stand wählen, so würde ich mir einen Prediger oder einen Arzt aussuchen."

„Einen Arzt?" wiederholte Axel lebhaft; aber gleichsam, als sollte Marie dies nicht hören, fuhr er mit Wärme fort: „Du kannst aber doch nicht glauben, gute Marie, daß man Alles Gute und Alles Böse nur in einem gewissen Stande findet; nicht glauben, daß alle Bergwerksbesitzer nichts anders als Reichthumswürmer, alle Militärs Zugvögel sind."

„Nein, ach nein, guter Axel! Aber Vater ist Prediger, Du sollst es werden, ich habe in diesem Stande den Edelsten gesehen, den ich kenne. Ein Arzt steht ja auch im Leben wie ein Engel der Menschheit da, und deßhalb liebe ich diese Beiden am meisten; aber sollte ich dereinst doch Einen lieben, der einem andern Stande angehört, so —"

„So gibst Du ihm deßhalb den Korb?"

„Nein; — Aber sag' mir, Axel, wie kommen wir auf das Heirathskapitel, während wir doch so manches Andere weit Interessantere wählen können?" —

Während nun Beide noch lange von des Lebens Ernst und Scherz plaudern, wollen wir in Gustavs Zimmer blicken und sehen, wie er seine Johannisnacht verbringt.

Mit dem Kopf auf den, auf dem Tische ruhenden, Arm

gelehnt, finden wir ihn wieder. Wir wollen jetzt erst ein Wenig sein Aeußeres betrachten, ehe wir zu dem Gegenstand dieser tiefen Gedanken vordringen, welche seine Seele zu fesseln schienen.

Seine Gesichtszüge waren rein und fast wunderschön, obgleich es scheint, als habe ein früher Kampf mit den Leidenschaften und den Bedürfnissen des Lebens den reinen goldnen Frühlingsfrieden von seinem Antlitz genommen. Noch hatte es zwar kein Wölkchen gewagt, sich über seine klare Stirne zu legen und doch wurde sein Lächeln stets von einem finstern Wölkchen beschattet. Der schnelle Wechsel in seinem Auge sprach von heftigen Gefühlen und die edle Haltung seiner hohen Gestalt von einem ihm innewohnenden, vielleicht gegen Widerwärtigkeiten geharnischten Stolz.

„O meine Mutter!" rief er mit tiefem Kummer aus, meine theure, geliebte Mutter, wie sieht es heute Abend in Deinem Herzen, in Deiner Hütte aus? dort herrscht keine Festfreude, keine Sommersonne, dort kämpfen die finsteren Mächte der Armuth und des Schmerzens! — Aber," setzte er ruhiger hinzu, „dort herrscht Friede und Gebet. Ach, ich sehe Dich knieend, sehe die müden Hände gefaltet, sehe den entsagenden, liebevollen Blick zu dem Friedensland erhoben, sehe gleichsam einen Widerschein desselben sich über Deine milden Züge verbreiten! Wie oft sah ich Dich in den Tagen meiner Kindheit, wenn wir zusammen gebetet hatten und Du mich nach Deinen zärtlichen Liebkosungen eingeschlummert glaubtest — wie oft sah ich Dich dann neben meinem Lager

niederknien, hörte Dich beten — beten, ach — für mich! Wie klangen diese zärtlichen Gebete in meiner Seele wieder! Und wenn Du betetest: „Mögte er rein, gut und ergeben werden!" dann betete auch ich leise: „Mögte ich werden wie sie, und Gott und ihr Freude machen!"

Gustav schwieg, aber sein Auge, das schöne, herrliche Auge, welches jetzt auf einem Miniaturporträt ruhte, drückte die höchste, kindliche Liebe aus. Eine Thräne zitterte auf dem klaren Spiegel seines Auges — sie fiel auf das Bild der geliebten Mutter. „Durch Thränen blickst Du Deinen Gustav an," seufzte er tief und trocknete die glänzende Perle fort. „O, daß ich bei Dir wäre, ich würde sie fortküssen! — Ich weiß nicht, was es ist, das mich seit dem Eintritt in Axels Haus beunruhigt," fuhr er nach einigem Schweigen fort. „Hier ist Alles so gut, so sanft, so freundlich und doch — — Es ist dieß doch nicht Neid? — Nein, bei Gott, nein! Wer verdient eine solche Heimath wie Axel? Aber es ist wohl der Vergleich unserer Verhältnisse, der mich so düster stimmt. Es wäre besser gewesen, wenn ich meiner ersten Idee gefolgt und lieber in die Hütte meiner Mutter, in die Heimath meines Herzens gegangen wäre, als mit Axel — mit Axel in sein väterliches Haus zu ziehen. Aber ich konnte es ihm nicht abschlagen; Axel bat so innig, und auch meine Mutter wünschte es."

„Axel ahnt nicht, wie arm meine Mutter ist, und daß sie sich manchen Abend hungrig zu Bett gelegt hat, um ihre Kinder sättigen zu können. — O Gott! — Axel ist zu zart-

fühlend, um zu fragen, ich zu stolz, um darüber zu sprechen. Wenn ich an die Theuren zu Hause denke, so ist es mir, als brenne es in meiner Seele. O, dann möchte ich so gern an Axels Brust sinken, und ihm sagen, wie es in der Hütte meiner Mutter, in meinem Herzen aussieht; jedoch die Scham, der Stolz halten mich zurück. Aber Axel ahnt viel; denn er theilt ja fast Alles mit mir. „Wir besitzen ja Alles gemeinschaftlich," sagt er, wenn ich davon spreche. Und er der lebenslustige, glückliche Jüngling, versagt sich fast alle Vergnügungen, um das Nothwendige mit mir zu theilen; ohne Axel wäre ich im vorigen Herbst gezwungen gewesen, den theuren Wissenschaften zu entsagen. Axel, o könnte einmal meine Mutter Dich sehen und Dir danken, dann solltest Du Dich belohnt fühlen!"

„Jetzt ist er bei seiner Schwester, der Glückliche! Ach, wie wohl thut es mir, ihn glücklich zu wissen! Auch ich hätte eine Schwester, so rein, so schön, so hold, wie Axels; aber —" er seufzte tief, und es schien, als foltere eine trübe Erinnerung seine Seele. Er verbarg das Antlitz in seinen Händen. Lange blieb er in dieser Stellung, und war eben erst zu Bette gegangen, als Axel hereintrat.

„Er schläft," sagte dieser leise für sich. „Kein Wunder; Mitternacht ist schon seit einer Stunde verstrichen. Gustav, wennn ich Dich Doch einmal recht froh sehen könnte; aber auch nicht einmal der Schlaf vermag eine vollkommene Ruhe über die jugendlichen Züge auszubreiten," setzte er flüsternd hinzu, nachdem er lange die von der Morgenröthe schwach

beleuchteten Züge des Freundes betrachtet hatte. „Gustav es ist dunkler in Deinem Herzen, als Du mir sagen willst, dunkler in Deiner Heimath, als daß Deine erhabene, stolze Seele mir einen Blick in dieselbe gönnen könnte. Ich hoffte, Du würdest Dich hier froher fühlen, Du solltest mein väterliches Haus für das Deinige ansehen. Du würdest es thun, wenn Du kein elterliches Haus mehr auf der Erde hättest; aber jetzt ist es wohl nicht gut möglich, denn vergeblich suchst Du mir zu verbergen, daß es hier finsterer in Deiner Seele aussieht, als jemals. O, wie schmerzt mich dies, der ich jetzt mehr als jemals fühle, wie viel ich Dir zu danken habe! Wenn Du nicht gewesen wärest, hätte ich dann, ohne zu erröthen vor Mariens Blick treten können? Niemals habe ich Gott so innig für meinen Sieg über das Böse gedankt, wie jetzt, wo ich die Lieben an dem Orte wieder sehe, wo ich meine unschuldsvollen Kinderjahre verlebte. Gustav, Du warst mein Schutzengel; meine Schuld an Dich ist groß, aber sie ist schön. O, könnte ich — "

Gustav athmete höher. Axel schlich leise von seinem Bette, aus Furcht, ihn zu wecken, und in wenigen Minuten ruhte auch er wieder in dem Bette seiner Eltern.

Gustav hatte nicht geschlafen, er hatte Axels Worte gehört — hatte sie in der Tiefe seines Herzens gefühlt, wo sie gleich einem erfrischenden Westwind über die bleichen Lebensblumen hauchten.

„Ich verdiene so viel nicht," dachte Gustav, „aber es ist doch so süß, so herrlich, sich so geliebt zu wissen. Ach wie

reich bin ich doch mit meiner Mutter und Axels Liebe! wenn ich den Muth hätte, ihm Alles zu sagen, ganz aufrichtig zu sein — aber wozu dies Bekenntniß? Es könnte ja meinem Schmerz doch nicht helfen; es würde auch seine Seele noch erdrücken."

Lange noch durchging er die unermeßlichen Räume des Gefühls und des Gedankens und mit einem ruhigen Lächeln schlief ee endlich mit dem Alles in ihm versöhnenden Gedanken ein: „Wie süß ist es doch, so geliebt zu sein!"

Zweites Kpitel.

Der Johannistag strahlte schön und klar mit seinem Sonnenschein, seinem blumenbesäeten Grün, seinem Vogelgesang, und um den auf dem Hofe unter einer schattigen Linde geordneten Kaffetisch versammelten sich die Personen, welche wir gestern kennen gelernt, mit lächelnden Blicken und einem freundlichen „Guten Morgen!"

„Nun, ich denke, Ihr werdet doch Alle nach der Kirche gehen?" fragte Hedda, eigentlich nur zu Axel gewendet, der dann auch in Aller Namen antwortete: „Das werden wir gewiß, und, wie ich hoffe auch Du, Mamma; denn wir sind zu Mittag mit ganz einfacher Sommerspeise zufrieden."

„Wir sollen ja heute Mittag Alle in Strålvik essen,

und also bin ich diese Sorge los," antwortete die Mutter. „Aber ich habe doch Dies und Jenes noch zu thun und darf also Hof und Haus nicht verlassen. Ich muß ein wachsames Auge auf die Mägde haben, die sonst den Tag über schlafen nach der durchwachten Nacht."

„Wir sollen nach Strålvik fahren?" fragte Axel lebhaft."

„Ja, lieber Axel, ich vergaß gestern, es Dir zu sagen," antwortete Marie. Ebenso vergaß ich, Dir Grüße von Alma zu bringen, obgleich sie mich wohl hundertmal darum gebeten hat. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie sehr sie gewachsen ist, und wie sie sich freut, Dich wieder zu sehen."

„Sie ist ein gutes Kind," sagte Axel. „Schade nur, daß sie eine solche Mutter haben muß!"

Jetzt hinkte der lahme Bälgentreter am Hofe vorbei, und mit einem „Warte, lieber F l ä n g!" stand Axel im nächsten Augenblicke bei dem Alten.

„Ei, sieh den Herr Axel! Ja, das nenn' ich, wie ein Mann aussehen! rief der Alte mit großer Freude und schüttelte herzlich Axels Hand. „Ein stattlicherer Herr war nicht bei unserer Kompagnie in Savolax," setzte der Alte hinzu, und die theuren Erinnerungen zündeten in dem alten Invaliden ein augenblickliches Jugendfeuer an. „Ach, wie Schade ist es, daß ein solcher Junge nicht Soldat werden will! — Aber es ist doch wohl besser in Papas Fußstapfen zu treten, denn heut zu Tage rostet der Säbel in der Scheide fest! der Herr hat andere Zeiten kommen lassen!"

„Herr Gott, da ist Herr Axel, oder Herr Magister, wie man Sie jetzt nennen muß! Jetzt ist Mamma gewiß froh, daß sie ihren Sohn wieder hat!" rief eine freundliche, alte Bauerfrau und klopfte herzlich Axels dargereichte Hand. „So mach einen artigen Diener vor dem Herrn, Stina!" sagte sie zu einem rosigen kleinen Mädchen, das sich verneigte und an dem Finger lutschte. „Nimm die Hand aus dem Mund und sieh dem Herrn ins Gesicht!"

Axel streichelte dem hübschen, schüchternen Mädchen die Wange. Er sah sich jetzt ganz von Kirchgängern umgeben, welche sich alle freuten, den hübschen Herrn Axel wieder zu sehen, welcher, wie sie sagten, schön und schlank war wie Mama, aber freundlich und höflich wie Papa.

Vielleicht würde sich dieser Haufen noch vergrößert haben, wenn nicht die Glocken zum Gottesdienst gerufen hätten. Der Pfarrer war auf einem Nebenwege schon in die Kirche gegangen, und auf der Treppe standen Gustav und Marie, nur noch auf Axel wartend, welcher in einem Augenblick fertig war.

Mit Stolz und vor mütterlicher Freude klopfendem Herzen blickte Hedda ihren Kindern nach." Ich wüßte keinen, der solche Kinder aufweisen könnte," sagte sie, stolz den Kopf erhebend; „aber," setzte sie mit gesenktem Haupt und demüthiger Stimme hinzu, „wenn Du stolz auf deine Kinder bist, so verwandelt sich Deine Freude in Thränen," sagte Sylvén heute Morgen, „und Gott bewahre mich davor, Kummer durch sie zu haben!" dann ging sie gedankenvoll in den Saal.

„Ist nicht Marie ein gutes Mädchen?" — Diese Frage that Axel an Gustav, als die beiden Freunde auf dem Wege nach der Kirche einige Schritte hinter ihr gingen.

„Glaubst Du nicht, daß ich dies auch ohne Deine beständigen Fragen entdecken kann, welche mich fast bestimmen, diese Wahrheit zu leugnen?" antwortete Gustav fast heftig. „Glaube mir, daß ich Schönheitssinne genug besitze, um Marie ganz reizend zu finden," setzte er mit veränderter Stimme hinzu und heftete einen langen Blick auf Marie, welche sich, da sie gerade an der Kirchenthüre angekommen waren, in demselben Augenblicke umdrehte. Die Unterhaltung konnte also nicht fortgesetzt werden, obgleich dies vielleicht in Gedanken doch geschah.

Um Ein Uhr Mittags reiste man nach Strålvik ab. Axel fuhr den neuen Wagen, welcher, zu Heddas großem Vergnügen heute auf dem Herrenhofe gezeigt werden sollte. Die Eltern saßen im Fond des Wagens, Gustav fuhr neben Axel, und Marie saß auf dem Rücksitz; ihr Köpfchen aber war in ununterbrochener Unterhaltung zu Axel gewendet.

„Seht, da sind sie — und Axel auf dem Kutschersitz!" rief mit ausgelassener Freude die dreizehnjährige Alma, welche von einem Fenster aus im Saale zu Strålvik endlich den lange erwarteten Wagen gewahr wurde.

Wie ein Blitz eilte sie hinab, ehe noch die Mutter ihren Ausruf fassen konnte, welche sich vom Sopha aus sehr gnädig mit der Frau des Kammerministers unterhielt, die dem Ofen so nahe saß, als wäre es der kälteste Weihnachtstag.

Frau Ringmann, welche von ganzem Herzen sich darnach sehnte, die Gesellschaft vergrößert zu sehen und also auf Almas Worte sehr aufmerksam gehorcht hatte, verstand, daß der Pfarrer mit seiner Familie angekommen sei und berichtete dies sogleich Ihrer Gnaden.

„Alma! Alma!" rief die Gnädige heftig und verließ augenblicklich das Sopha.

„Das Fräulein ist schon lange auf dem Hofe," antwortete Frau Ringman, welche es jetzt gewagt hatte, zum Fenster zu gehen.

„Aber mein Gott, Alma — sie beträgt sich wirklich wie ein ungebildetes Mädchen," riefen Ihre Gnaden aus, da sie Alma mit fliegenden Locken und Kleidern über den Hof und den Ankommenden entgegen eilen sah. „Man verläßt heut zu Tage selten sein Vorgemach um den Gästen entgegen zu gehen. Die Predigerfrauen gehen kaum auf die Treppe hinaus, um die Familie ihres vornehmsten Patrons zu empfangen; aber Fräulein Liljenstedt rennt, so weit als sie kommen kann."

Der Wagen hielt, und mit ihm auch der heftige Wortstrom der Gnädigen. Axel sprang vom Kutscherſitz und Alma eilte von Marien zu ihm, faßte mit beiden Händen seine Hand und blickte mit kindlicher unverstellter Freude zu dem schönen freundlichen Jüngling auf. Das war doch zu viel! Ihre Gnaden fühlten dies und bissen sich in tief verletztem Stolz in die Unterlippe, um ihren Aerger nicht laut werden zu lassen.

Sie hatten ihren Platz wieder eingenommen und ein gezwungenes Lächeln schwebte auf den feinen sehr roth gebissenen Lippen, als unsere Freunde eintraten, gefolgt von dem Herrn des Hauses, dem Major Liljenstedt, und Almas beiden kleinen Brüdern.

Die Bewillkommnung von Seiten der Majorin geschah diesmal mit größerem Stolze als gewöhnlich. Die Pastorin Sylvén that indeß, als merke sie dieß nicht und nahm ohne die geringste Verlegenheit neben der Wirthin Platz. Gleich darauf trat ein Kapitän, welcher in der Nachbarschaft wohnte, mit seiner Frau, zwei Kindern und einem Bruder herein, welcher Letztere zu den vielen Offizieren gehörte, welche in den Provinzen vertheilt sind.

Ein Teller mit Butterbröden wanderte jetzt umher. „Nein, ich danke, ich trinke nie Brantewein,“ sagte Frau Ringman, indem sie sich in ihrer ganzen häßlichen Länge vor dem aufwartenden Bedienten erhob.

„Liebe Frau Ringmann, es ist ja Liqueur; Sie können ohne Gefahr davon schmecken,“ sagte Ihre Gnaden lächelnd und beugte den Kopf über den Divantisch.

„Das ist etwas anderes,“ antwortete Frau Ringman zufrieden und leerte im Augenblick das ganze Glas.

Die Majorin suchte vergebens Almas Blick aufzufangen, um ihr strafend zu winken. Das frohe freundliche Mädchen schien an Niemand anders zu denken, als an die beiden Geschwister, zwischen welchen sie gleich einem Lichthauch umherschwebte; und als Marie, welche der Frau Ringman in der

Ofenecke gewahr geworden war, sich der Einsamen erbarmte, wurde Axel der einzige Gegenstand von Almas Aufmerksamkeit. Sie hatte ja so viel von ihren Blumen, ihren Vögeln und ihren kleinen Fortschritten in der Musik und der Zeichenkunst zu erzählen.

„Ach, wenn bonne amie zu Hause wäre, könnte ich meine quatre mains spielen,“ sagte sie lebhaft.

„Vielleicht kann ich sie mit Alma spielen,“ antwortete Axel.

Die Mutter hörte die letzten Worte und glaubte kaum ihren Ohren trauen zu dürfen; denn wie war es möglich, daß der Student Axel Sylvén das Fräulein Liljenstedt noch mit der früheren Alma, dem Kinde, verwechseln konnte? Ihre Gnaden gab Alma einen Wink, ihr hinaus zu folgen; Alma erröthete und gehorchte.

Als das gewöhnliche: „Es ist servirt?“ alle Gäste auf die Beine gebracht hatte, kam die Majorin zurück, aber ohne Alma.

Durch eine andere Thür hatte das arme Mädchen sich mit Thränen in den Augen in den Saal geschlichen, wo sie sich zwischen ihre Brüder stellte.

„Fräulein Alma, darf ich Sie bitten, meine Tischnachbarin zu werden?“ fragte der Lieutenant artig, und auf einen Wink der Mutter setzte sie sich an seine Seite, aber, o weh! durch einen unglücklichen Zufall wurde der Student ihr anderer Nachbar!

Alma wagte es nicht, Axel anzusehen, und doch sah man es ihr an, wie gern sie dies gethan hätte.

„Fräulein Alma, Sie sind doch nicht böse auf mich?“ fragte er endlich leise.

O, wie weh that ihr dies „Fräulein“ in ihrem guten, kindlichen Herzen. Alma hatte Axel so innig lieb. Auf seinen Knien hatte sie die ersten Buchstaben gelernt; denn während ihre Eltern vor acht Jahren eine Reise nach Deutschland gemacht hatten, war Alma im Pfarrhofe gewesen und von dem damals vierzehnjährigen Axel mit brüderlicher Liebe behandelt worden. Von dieser Zeit an hatte sie jeden Sommer einige Wochen in dem Pfarrhofe, bei Axels Anwesenheit, zubringen können, und jedesmal schien sie sich immer enger an Axel und Marie anzuschließen.

Ihre Wange glühte purpurn, als sie jetzt mit gesenktem Blick flüsterte: „Nein, Axel — Herr Sylvén!“ stammelte sie. Heftig, wie Axel war, flog ein Blick aus seinen in diesem Augenblick fast schwarzen Augen und zwar direkt auf Ihro Gnaden, die aber zum großen Glück sich zu sehr für die Unterhaltung mit dem Capitain interessirte, als daß sie diesen Blick hätte bemerken können.

Marie und Gustav waren ebenfalls Tischnachbarn und schienen damit ganz zufrieden. Marie fragte nach Gustavs Mutter und seiner Heimath, und er, der sich sonst nie in ein Gespräch über diese theuren Gegenstände seines Herzens einließ, schilderte sie jetzt mit der ganzen Wärme, dem gan-

zen Leben seiner Seele und mit der reichen Sprache, welche seiner poetischen Natur eigen war.

Eine aufmerksamere Zuhörerin hatte Gustav nie gehabt; denn Marie schien ganz in seinen Mittheilungen zu leben, und mit zufriedenem Gefühl dachte sie bei sich: „So nur kann Axels Freund sein!“

Am Nachmittage, als die Gesellschaft, mit Ausnahme der älteren Herren, in dem Salon versammelt war, rollte eine glänzende Equipage auf den Hof.

„Herr Lemner ist hier!“ riefen die kleinen Liebesgötter des Hauses über einander; denn sie waren von der Mutter instruirt, Alles, was sie bemerkten, sogleich zu rapportiren.

Auf Mariens Wange glühte bei diesen Worten eine ganze Morgenröthe; Hedda, welche dieß vom Sopha aus bemerkte, spielte lächelnd mit den Zipfeln ihres Tuches und fühlte auch in ihrem Herzen die Sonne aufgehen.

Durch die lange Reihe der Vorzimmer erschallten jetzt schwere Schritte, und mit einem: „Ergebenster Diener, Euer Gnaden!“ trat der bereits Angemeldete herein.

„Willkommen, Herr Lemner!“ sagte die Majorin gnädig. „Warum sahen wir Sie nicht zu Mittag hier?“

Jetzt entströmten Lemners nicht gerade beredtem Munde eine Menge von Entschuldigungen, welche aber zusammen genommen nicht einen einzigen rechten Grund bildeten; denn es war eine Angewohnheit des ehrbaren Bergwerkbesitzers, da, wo es nicht Geschäfte betraf, nie mit einer Rede zu Ende zu kommen.

„Sie waren also abgehalten?“ unterbrach ihn die Majorin, welche des ewigen „denn“ und „weil“ schon überdrüssig war.

„Ganz richtig, Euer Gnaden, ganz richtig!“ antwortete Lemner, zufrieden mit dem Bewußtsein, eine schöne Rede gehalten zu haben.

Nachdem er sich nun zweimal mit der größten Ergebenheit vor der Pastorin Sylvén und gleichsam im Vorbeigehen vor den beiden andern Frauen verbeugt hatte, ging er auf die Mädchen zu, welche, umgeben von den drei jungen Herren, eine Menge von Kupferstichen betrachteten.

Als er diese schöne Gruppe betrachtet und eingesehen hatte, daß er Marie nicht werde von den Kupferstichen abziehen können, fand er es für das Klügste, sie ebenfalls zu betrachten.

„Lieben Sie die Gemälde, Fräulein Marie?“ fragte er endlich, als er das eine Heft nach dem andern durchblättert hatte, ohne jedoch das Auge von Marie zu lassen.

„Ja, ich liebe sie sehr!“ antwortete Marie.

„Das ist hübsch; ich besitze eine große Sammlung in meinem Laudafors. Außer diesen hier auch noch viele andere,“ sagte Lemner zufrieden. „Aber ich studire sie gerade nicht sehr, denn Gemälde muß man in Gesellschaft betrachten, sonst machen sie keinen Spaß.“

Axels Lippe bog sich zu einem sarkastischen Lächeln.

„Eine solche Beschäftigung erfreut uns, meiner Ansicht nach, doch mehr in der Einsamkeit; sie macht uns das Alleinsein angenehmer und erfüllt uns mehr, als die größte Ge-

sellschaft;" äußerte Marie lebhaft; „die Carrikatur hingegen ist eines der Elemente des Gesellschaftslebens und vereint oft die ungleichen Mitglieder desselben zu Freude und Scherz."

„Was entzückt denn Gustav da so sehr?" fragte Axel, als er den Freund im Anschauen eines Bildes vertieft sah.

„Komm' her und sieh," antwortete Gustav, jedoch ohne das Auge von den ihm so theuren Bildern zu lassen.

Alle umgaben den ganz bezauberten Jüngling.

„Ach, das da! — Ja, das ist schön!" rief Alma freudig aus. „Ich habe es schon so oft und so lange betrachtet!"

„Aber gewiß, ohne es völlig zu verstehen?" fiel Gustav mit einem ganz eigenen Ausdruck in Blick und Stimme ein.

„Das ist wohl wahr. Ich bin noch ein Kind, und ein Kind kann Manches zwar nicht ganz verstehen, aber doch Vieles für schön halten," antwortete Alma mit kindlicher Anmuth.

„Ein herrliches Mädchen!" dachte Axel und blickte beifällig das anspruchslose Kind an.

Jetzt trat ein kurzes Schweigen ein.

„Sicherlich besingst Du die Glückseligkeit dieser Liebenden, ehe Du den fünf und zwanzigsten Juni schreibst!" sagte Axel halb laut zu Gustav.

„Etwas Schöneres habe ich nie gesehen!" antwortete Gustav.

„Ach, wie süß muß es sein, ein so herrliches Talent zu besitzen," rief Marie mit Wärme. „Könnte ich nur eines

wünschen, so wäre es das, die Bilder in meiner Seele festzuhalten und sie auf der Leinwand wiederzugeben!"

„Da ist es doch besser, sich Gemälde zu kaufen, als sie selbst zu machen! Eine solche Arbeit erfordert viel Zeit, viel Mühe, und ist, wenn ich meine Meinung sagen darf, für so kleine weiße Damenfinger eine zu unreinliche Arbeit;" sagte der Bergwerksbesitzer lächelnd und im Bewußtsein, etwas sehr Weises gesagt zu haben. —

„Ei, sieh da, Lemner!" rief der eben eintretende Major. „Willkommen, Bruder! Es ist Dir, wie gewöhnlich, am wohlsten zwischen Eva's Töchtern!"

„Ja, besonders wenn sie aussehen, wie diese!" antwortete Lemner und reichte dem Major die Hand.

„Wann kamst Du hier an?"

„Vor einigen Minuten."

„Mein Gott, wie lang seine Minuten sind!" sagte Alma halb laut zu Marie.

„Ja; sie werden es auch in seiner Gesellschaft," antwortete Marie.

Der Major bat Lemner jetzt, mit ihm zu den anderen Herren zu gehen, und obgleich dieser den Vorschlag nicht mit besonderer Zufriedenheit annahm, so mußte er doch den Saal verlassen.

„Wollen wir nicht ein wenig ausgehen? Es ist ja wirklich eine Sünde, an dem schönen Sommertage zwischen seinen vier Wänden zu sitzen," sagte Alma, nachdem die Kupferstiche alle durch ihre Hände gewandert waren.

Alle gaben Almas Worten ihren lebhaftesten Beifall, nur Gustav nicht, der noch hingerissen, die schöne Liebende und den Jüngling betrachtete, welcher mit himmlischem Blick die mit dem Kopf auf seinem Schooß ruhende Geliebte betrachtete.

„Willst Du nicht auch mit uns gehen?" bat Marie freundlich, und legte leise die Hand auf Gustavs Schulter.

Gustav blickte auf, aber mit einem so wunderbaren Blick, daß er Mariens Herz pochen machte. Und in dem nächsten Augenblick war auch er zum Spaziergange bereit.

„Wir gehen ein wenig hinaus, liebe Mutter," sagte Alma freundlich bittend.

„Ein Bischen Musik müssen wir doch erst hören, hernach nehmen wir Alle an der Promenade Theil," antwortete die Mutter mit einem eigenen Lächeln. „Du hast ja eine Menge neue Musikalien, die gewiß den Herrschaften noch unbekannt sind; laß uns etwas davon hören."

Alma öffnete sogleich das Instrument und blätterte in dem großen Notenvorrath mit einem Blick auf die Mutter, in dem man deutlich die Frage lesen konnte: „Was soll ich spielen?"

„Fang' mit der Ouverture zum Robert an!" antwortete die Mutter, welche Almas stumme Frage verstanden hatte.

Die Musik begann. Alle schwiegen; sogar Frau Ringman's Zunge versetzte sich in einen kurzen Ruhestand. Aber plötzlich wurden Almas schöne Töne durch ein stürmisches Accompagnement unterbrochen; die vier herein stürzenden Kna-

ben, die gleich alten Söhne des Capitains und des Majors eilten auf ihre Mütter zu und beklagten sich schreiend über erlittenes Unrecht.

„Liebes Reinholdchen, wie kann ein Knabe weinen? Still, mein artiges Kind!" sagte die Frau von Ståle und streichelte die Wange des jüngsten ihrer Knaben.

„Ja, aber Harald ist ja unartig; er hat mich geschlagen!"

„Ja, so war es, Mama," stimmte der ältere Bruder mit ein. „Harald ist so unartig, so — —"

„Still, still, mein süßes Kind!"

„Wie die Kinder es zu Hause gewohnt sind, so thun sie es draußen," sagte Frau Ringman bedeutungsvoll, obgleich leise.

Harald schäumte indeß vor Wuth und verletztem Stolz.

„Ein wohl erzogenes Kind darf nie Unrecht erdulden, mein guter Harald!" sagte Ihre Gnaden, ihren eigenen Zorn schlecht versteckend. Als aber Alles nicht helfen wollte, rief sie aus: „Daß bonne amie auch nicht zu Hause sein muß, um Ordnung halten zu können! Aber so ist es, wenn man seine Leute braucht, sind sie niemals zu Hause!"

Frau Pastorin Sylvén schüttelte den Kopf, und Axels Hand ballte sich unwillkürlich hinter Alma's Stuhl. „Hätte ich mit diesen ungezogenen Jungen zu thun," dachte er bei sich, „so würde ich sie schon etwas Anderes lehren!"

Otto, den jüngsten von den Söhnen des Hauses, ein kleiner hübscher sechsjähriger Knabe, hatte Marie auf ihren

Schooß genommen, und als es ihr jetzt gelungen war, ihre gewöhnliche Gewalt über ihren kleinen Liebling auszuüben, saß dieser, nachdem er ausgeweint und genug mit den Beinchen gezappelt hatte, geduldig da, und spielte mit Mariens Locken.

Durch die vereinten Bemühungen der anwesenden Frauen gelang es endlich, die kleinen Kämpfer zu beruhigen, und Alma's klare, harmonische Töne erschallten jetzt gleich einer Siegesmusik nach gewonnenem Treffen.

Wahrscheinlich hatten die Mütter nur dadurch den Friedensschluß zu Wege gebracht, daß sie ihren Kindern jetzt erlaubten, was ihnen sonst untersagt war; Alles war jetzt zu Ruhe gebracht; Harald nur wollte sich nicht überreden lassen, am Abend wieder mit Reinhold zu spielen.

„Der Charakter dieses Knaben ist wirklich bewunderns-werth!" sagte die Mutter und liebkoste den trotzig erhobenen Kopf des Knaben.

Die älteren Herren traten wieder herein, und nachdem Alma noch einige Piecen gespielt hatte, wurde eine allgemeine Promenade nach dem Garten veranstaltet. Auf dem Rückwege gingen Axel und Alma unter lebhaftem Gespräch neben einander; das Letztere aber wurde doch oft durch kleine Erklärungen aus der Blumensprache unterbrochen, mit welchen der Lieutenant den jungen Mädchen einige von den Lieblingen Flora's überreichte, welche er auf der Promenade fand.

Gustav ging gedankenvoll an Mariens Seite, blickte in

die von der Abendsonne bestrahlte Gegend, und flüsterte ihr manche der poetischen Gedanken zu, welche die herrliche Natur in seiner Seele rege machte.

Die Gesellschaft trennte sich, und der Major hatte versprechen müssen, so bald, als möglich, nach dem Pfarrhofe zu kommen.

„Ach, wenn wir doch morgen schon kommen könnten!" rief Alma, als sie auf der Treppe Mariens Hand drückte.

„Vergessen Sie nicht, daß der Weg hier nach dem Pfarrhofe führt!" rief Hedda mit dem liebenswürdigsten Lächeln, als der Kreuzweg die Wagen des Predigers und Lemners trennte, die sich so nahe, als möglich, gefolgt waren.

„Ergebenster Diener, ergebenster Diener!" erschallte die kräftige Stimme Lemners, wobei sich seine große, wohl genährte Persönlichkeit, so schnell, als es sich thun ließ, im Wagen umdrehte, und er, rückwärts stehend, fortfuhr, den Hut zu schwenken und zu rufen: „Ergebenster Diener!" so lange, als nur noch ein Schimmer von dem Fuhrwerk des Pfarrers zu sehen war.

Drittes Kapitel.

„Ich wünsche Ihnen Glück und beneide Sie zugleich darum, daß Mamsell Maries Erziehung schon so lange vollendet ist, und Sie also der unangenehmen Auftritte über-

hoben sind, welche gewöhnlich zwischen der Mutter und der Gouvernante entstehen," begann die Majorin, welche vier Tage nach Johannis den Ehrenplatz im Sopha des Pfarrers Sylvén eingenommen hatte. Hedda schien ihr mit ernster Aufmerksamkeit zuzuhören. „Ich habe stets eine entschiedene Aversion gegen alle Pensionsanstalten gehabt, sowohl wegen des Gemisches von allerlei Kindern, welche sich dort gleichsam verschwestern, als wegen der Art und Weise, in welcher sie unterwiesen werden. Ich war auch stets der Ansicht, daß die Mutter, welche selbst Edukation gehabt, und also selbst am Besten die ihrer Tochter dirigiren kann, dieselbe nie aus ihren Augen und ihrer Aufsicht lassen darf; jetzt aber bereue ich es fast, nicht dem Rath meines Onkels, der Excellenz B—, gefolgt zu sein, nämlich Alma in die Wollin'sche Schule zu schicken. Ich wäre alsdann nicht all' den Verdrießlichkeiten ausgesetzt, welche uns eine Gouvernante verursacht, denn diese glaubt, nicht allein ihre Eleven gouverniren zu müssen, sondern will auch das ganze Haus regieren, und da mag man die Geduld eines Engels haben und sie ganz en amie behandeln, so hört und sieht man nichts Anderes, als ungereimte Prätensionen und unzählige Capricen."

Jetzt schöpfte die Majorin Athem; Hedda sagte begütigend: „Aber Mamselle Klerk hatte doch nichts in ihrem Aeußeren, oder ihrem Wesen, was auf solche Ansprüche oder Launen schließen läßt. Sie war ja stets freundlich und anspruchslos."

„Meine beste Frau Pastorin, glauben Sie mir: Die größten Prätensionen verstecken sich unter der Maske der Ergebenheit. Ich, die ich au premier abord die Menschen einigermaßen durchschaue, konnte nie ihre schmachtenden Augen und ihre eben so widerliche Stimme ertragen; aber mein Mann und die Kinder waren so entzückt, und die Fremden sagten: „Ach, wie reizend und interessant ist doch die neue Gouvernante!" — „Je nun, für das Societätsleben," antwortete ich, ohne mich weiter darin einzulassen."

„Aber wie ging es denn zu, daß sie so bald Ihr Haus wieder verließ?"

„Diese langweilige Geschichte zu erzählen, würde mich zu Tode peinigen. Genug, wir kamen in einen kleinen Streit in Bezug auf Edukationsprinzipien, wobei sie sich nicht schämte, eine kleine Zurechtweisung von mir übel zu nehmen, für die sie mir hätte dankbar sein müssen. Sie sagte, sie wolle mein Haus verlassen, und ich wünschte ihr eine lange und glückliche Reise. Mein Mann erniedrigte sich, sie zu bitten, bei uns zu bleiben; die Kinder weinten, ja, Alma war sogar trostlos; aber mein Harald zeigte, wie gewöhnlich, seinen Charakter, und folgte dem Beispiel der Mutter."

„Solche Vorfälle sind doch recht unangenehm, sowohl für die Familie, als für das arme Mädchen, welches dieselbe verläßt," sagte Hedda, die schon zum Voraus unterrichtet war, daß der Fehler an der gnädigen Frau gelegen, welche sich nie eine Gouvernante erhalten konnte.

„Für die Familie ist es ganz gleichgültig," antwortete die Majorin stolz, „und die Mamselle mag sich nach etwas Anderem umsehen."

„Aber wie soll jetzt Fräulein Almas Erziehung vollendet werden?"

„Diese könnte man in mancher Beziehung wohl schon vollendet nennen, denn obgleich Alma nicht vierzehn Jahre alt ist, so besitzt sie doch wirklich große Talente; aber heut zu Tage werden sehr große Forderungen gemacht, besonders in den höheren Gesellschaftskreisen der Hauptstadt, und deßhalb dachte ich, Alma sollte sich durch den Informator, welchen wir für die Knaben annehmen wollen, in den Sprachen exertuiren lassen, im Fall dieser überhaupt mehr versteht, als sie."

„Aber wo wollen Sie jetzt sogleich den Informator hernehmen?"

„Ach, solche Leute bekommt man schon, wenn ich auch nicht sagen will, was eine von meinen Bekannten behauptet, daß nämlich diese eben so wie Gouvernanten, die Sündfluth der Welt sind; und nun habe ich gedacht, wir wollen versuchen, ob wir nicht den Studenten engagiren können, welcher am Johannistage mit Ihrer Familie in Strålvik war. Wie es mir schien, war er wenigstens ohne Prätensionen, denn seine Aussichten scheinen sehr dunkel zu sein."

Die Pastorin fühlte das Blut in ihre Wangen steigen. Der Vulkan wollte ausbrechen; aber sie hemmte ihn. Gustav war — Gott weiß, aus welchem Grunde — eigentlich ihr

Günstling nicht. Vielleicht lag ein zu großer Raum zwischen ihrer und des Jünglings Erziehung, als daß sie ihn hätte verstehen können; aber ihre Achtung konnte sie ihm nicht versagen, und wäre auch dies nicht der Fall gewesen, so war er doch in ihrem Hause, war hier Axels Freund, und das war ja genug.

„Ich würde Sie glücklich schätzen, wenn Sie einen solchen Lehrer für Ihre Kinder finden könnten; aber ich bezweifle doch, daß Gustav Ihr Anerbieten annehmen wird, denn einem Jüngling von seinen ungewöhnlichen Vorzügen steht die ganze Welt offen."

Die Pastorin sagte dies mit ruhiger, aber etwas zitternder Stimme. Der Stolz hatte ihren Zorn geweckt, und Gott mag wissen, wie ihr Gespräch abgelaufen wäre, wenn nicht die Ankunft der Herren dasselbe unterbrochen hätte. Während sie nun durch anderen Unterhaltungsstoff die beiden Damen im Divan besänftigen, wollen wir uns einen Augenblick auf Mariens Zimmer schleichen, wo wir Alma weinend in Mariens Armen finden.

„Alma, gute Alma, Du mußt nicht weinen!" sagte Marie, indem sie das hinabgebeugte Haupt des Mädchens liebkoste.

„Ach, ich kann ja nicht anders, denn sie war so gut, ich hielt so viel von ihr! Ach, wenn Du wüßtest, was sie mir Alles gesagt hat, was sie mich gelehrt hat! Ich bin jetzt auch viel besser, als damals, wo sie zu uns kam; aber, wenn ich von ihr getrennt bin, kann ich doch niemals wer-

den, was ich geworden wäre, wenn sie hätte bei mir bleiben können!" schluchzte Alma.

„Das kannst Du wohl, Alma, denn Du vergißt ja weder Gott, noch sie; und wenn wir den guten Weg kennen, so können wir ihn durch Gebet und treues Streben wandeln," sagte Marie sanft überzeugend.

„Ach, Du sprichst wie sie, Marie! Dich will ich oft hören — Dich und Axel. Ihr Beide seid so gut, wie sie und die Engel!" sagte Alma und erhob das Köpfchen, und ihre thränenschweren Augen strahlten von mehr, als kindlichem Gefühl.

„Marie, sag' mir, ist Werther so gut, wie Axel?" fuhr Alma fort und blickte fragend Marie an.

„Weßhalb diese Frage?" sagte Marie, und ein Purpurwölkchen flog über ihre Wange.

„Papa will ihn für meine Brüder annehmen, und dann sollte er den Vater bitten, mir auch bei ihm Unterricht geben zu lassen. Siehst Du, deßhalb frage ich; aber Du mußt mir auch antworten, was Du denkst!"

„Das werde ich, Alma," antwortete Marie mit einem kaum merkbaren Zittern ihrer Stimme. „Axel kann nicht besser sein, als Gustav. „Nein, es ist unmöglich," setzte sie sanft lächelnd hinzu.

„Aber wie kannst Du denn wissen, daß Gustav so gut ist? Du hast ihn ja erst seit einigen Tagen gesehen?" fragte Alma, ihre Thränen trocknend.

„Ach, Alma, es muß Seelen geben, die so rein, so

sanft und so gut sind, daß man ihnen nicht nahen kann, ohne eine Ahnung vom Himmel zu fühlen;" rief Marie mit einem wunderbaren Glanz in ihrem blauen Auge. „Du bist noch zu jung, um an diese flüchtigen Offenbarungen glauben zu können," setzte sie ruhiger hinzu; „aber auf Axels langjährige Erfahrung von Gustavs Güte und Werth, auf seine Freundschaft und Bewunderung für ihn; darauf kannst Du wohl bauen!"

„Ach, ich glaube so gern an Alles, was gut ist, und daß Axel und Du nicht etwas sagen können, was nicht wahr ist," rief Alma und schlang mit kindlicher Zuneigung ihre Arme um Mariens Hals, welche das gute Mädchen mit Herzlichkeit küßte. In demselben Augenblick trat Axel herein, um Marie zu bitten, zur Mutter hinab zu kommen.

„Warum so traurig?" fragte Axel freundlich die weinende Alma, als er bemerkte, wie die klaren Perlen noch in ihrem Auge zitterten. „Das verträgt sich nicht mit Deinen vierzehn Jahren," fuhr er fort. „Die Kindheit ist die Freudenzeit des Lebens; in ihr soll man fröhlich sein."

Als Axel mit diesen Worten Almas Schmerz wieder berührte, entlockten ihr diese neue Thränen, und die beiden Geschwister hatten alle Mühe, dieselben zu hemmen. Selbst als es Axel gelungen war, sie zum Lachen zu bringen, rannen Alma's Thränen noch.

Als darauf die Thränen aus den Augen gewischt und Axel und der Spiegel um Rath gefragt waren, ob man wohl noch bemerken könne, daß sie geweint habe, gingen alle Drei

hinab in den Saal, wo sie ein zorniger Blick von Hedda ihres Zögerns wegen strafte.

„Gib heute keine bestimmte Antwort, das sage ich Dir!" sagte die Pastorin zu Gustav, als sie an ihm vorbei ging.

Gustav dankte ihr innerlich herzlich für diesen wohlgemeinten Rath, versank aber sogleich wieder in seine grübelnde Stimmung, aus welcher sie ihn für einen Augenblick geweckt hatte.

„Es ist doch eine Sünde von dem Major," sagte Sylvén, als die Fremden wieder abgereist waren; „er liegt doch gar zu sehr unter dem Pantoffel seiner Frau!"

„Es ist erbärmlich von einem Mann, sich so dupiren zu lassen; ich kann den Mann nicht bedauern, der nicht einmal Herr in seinem Hause ist!" rief Axel mit Heftigkeit. „Nein, da lobe ich mir die guten, alten Zeiten, wo der Mann dasselbe in seinem Hause war, was der König in seinem Reich ist; denn der Mann ist doch das Haupt der Frau und nicht ihr Fußschemmel!"

„Gott bewahre Dich, jemals verheirathet zu werden, oder vielmehr, Gott bewahre jedes Mädchen, mit Dir verheirathet zu werden!" rief die Pastorin mit einer Stimme, welche zwischen Zorn und Schmerz wankte. „Ich gebe zu, daß der Mann Herr in seinem Hause sein soll, obgleich die Frau, meiner Meinung nach, ihn nicht so zu nennen braucht, aber ein Wort hat sie doch auch mit zu sprechen, meine ich!"

„Das kommt jeder vernünftigen Frau zu, liebe Hedda," antwortete der Pfarrer; „aber wenn sie will, daß dies Wort

stets das letzte sein, und dies nur entscheiden soll, so hört sie auf, vernünftig zu sein. Aber, Axel, Du sprichst mit der Unerfahrenheit und der Heftigkeit Deines Alters. Du wirst dereinst schon anders urtheilen; was aber den Major anbetrifft, so kann er nicht anders handeln, wenn er sich nicht sein Haus zur Hölle umschaffen will. Er widerspricht nicht seiner Frau, thut aber doch in vielen Fällen, was er will. Sein Glück beruht in seiner frohen Laune; ohne sie würde er doppelt leiden. Wer das Unglück hat, sich mit einer reichen Frau zu verheirathen, die hochfahrend, herrschsüchtig und heftig ist, und die, im Bewußtsein, ihm Ueberfluß und Unabhängigkeit verschafft zu haben, mit Recht über ihn eben so wie über Haus und Hof, disponiren zu können glaubt, der wird — so fern er kein Despot ist — um des goldenen Hausfriedens willen, so viel, als möglich, Alles vermeiden, ihr zu widersprechen und sie zu reizen, und wärest Du es selbst, mein lieber Junge. Meinst Du nicht, daß ich Recht habe, Gustav?" fuhr der Pfarrer, zu diesem gewendet, fort, der bisher schweigend die Unterhaltung angehört hatte.

„Ja, Du hast Recht, Onkel," antwortete Gustav, „und deßhalb kann ich auch die Ehen nicht billigen, welche der Mann aus eigennützigen Berechnungen schließt. Um seinen Plan zu erreichen, versteht er dann, dadurch, daß er ihrer weiblichen Eitelkeit schmeichelt, ihr Urtheil über seine eigenen Gefühle zu verwirren. Daher kommen diese Kämpfe um Obergewalt und Unabhängigkeit, welche den häuslichen Heerd zu

einem Kampfplatz machen, der doch eine Wohnung des Friedens sein kann und muß. Ich habe einige, obgleich wenige, von diesen glücklichen Ehen gesehen," fuhr Gustav fort, und seine Stimme nahm einen zärtlicheren Ton an, „wo die Seelen, unabhängig von aller äußeren Berechnung, sich fanden und in den harmonischen Einklang verschmolzen, wo sie einen Gedanken, ein Gefühl, ein Leben ausmachen, wo der Wille so vereint ist, daß man ein „Ich will" niemals weder auf ihren Lippen, noch in ihrem Herzen findet. Er ist die Stütze, sie die Gestützte, ohne daß sie es selbst wissen. Sie bilden zusammen ein einziges Wesen, wo er die Kraft, sie das Sonnenlicht ist."

„Deine poetische Seele kleidet doch Alles in den Purpurschimmer der Poesie, mein lieber Gustav! Die Ehen nehmen sich im Allgemeinen sehr schlecht in der Poesie aus," sagte Axel ernst. „Ich, der ich das Leben in seiner prosaischen Wirklichkeit, ohne ihren poetischen Duft betrachte, ich glaube, daß die Ehe, selbst die glücklichste, sowohl Dornen, wie Rosen hat; aber wie gewöhnlich stimmen wir in der Hauptsache überein, denn auch ich glaube, daß die meisten unglücklichen Ehen daraus entspringen, daß die Frau so oft den Mann versorgt, und nicht, wie es stets sein sollte, der Mann die Frau erhält. Es ist das Loos der Frau, von dem Manne abhängig zu sein, und nicht das Gegentheil, denn dann verwandeln sich die Engel allmählig zu schwarzen Eumeniden, welche unbarmherzig ihre Schlangengeißel schwingen."

„Aber, guter Axel, sag' mir, welche ist diese Eumenide,

die Dein gutes Herz bestimmt, unser armes Geschlecht so hart und schonungslos zu beurtheilen?" fragte Marie mit mildem Vorwurf. „Könnte ich doch jetzt seine Vertheidigerin sein; aber — — —"

„Aber Du kannst es nicht, Marie!" unterbrach Axel sie lebhaft. „Du kannst nur Dein eigenes schönes, sanftes Herz, nicht mehrere Herzen repräsentiren; denn ein zweites, wie das Deinige, findet man wohl nicht wieder."

„Kann die Bruderliebe so blind sein?" dachte Marie und erhob fragend den schönen Blick zu Axel; dieser aber begegnete Gustavs Auge und senkte sich eilig wieder; die Rosen ihrer Wange verwandelten sich dabei in den reinsten Purpur.

Nachdem man noch diesen und jenen streitigen oder übereinstimmenden Gedanken ausgetauscht hatte, leitete der Pfarrer die Unterhaltung endlich auf Gustavs in Vorschlag gebrachte Anstellung in Strålvik. Sowohl der Pfarrer, wie seine Frau, versuchten, Gustav auf alle nur mögliche Weise zu überreden, diese Stelle nicht anzunehmen, sondern den Sommer im Pfarrhofe zu verbringen. Marie sagte nichts; aber ihre Brust hob sich höher, als sonst, als Gustav in seinem Vorsatz beharrte, zu Ende dieser Woche eine zusagende Antwort zu geben und mit Anfang der nächsten nach Strålvik zu ziehen.

Axel war böse, betrübt; Marie lehnte sich zum offenen Fenster hinaus, und eine klare Thauperle fiel auf die duf-

kende Rosenhecke draußen; aber die Blumen verriethen sie nicht.

„Ja, hab' ich doch gar nicht daran gedacht," sagte der Pfarrer, als er nach seiner Gewohnheit die Hand in die Rocktasche steckte und dort ein Billet in die Finger bekam, „ich habe heute morgen einen Brief von Lemner erhalten."

„Und davon sprichst Du jetzt erst?" rief seine Gemahlin. „Was in aller Welt hat ihn abgehalten, in dieser ganzen langen Woche uns zu besuchen?"

„Eine sehr dringende Reise nach seinem andern Bergwerk, von wo aus er diese Zeilen geschrieben hat. Du kannst sie selbst lesen," fuhr Sylvén fort und gab Hedda den Brief, welche in aller Geschwindigkeit Marie herbeirief, um sich denselben von ihr vorlesen zu lassen. Marie hörte sie nicht, denn sie war in tiefe Gedanken versunken; ein wiederholtes „Marie!" weckte sie aus ihren gefährlichen Träumereien.

„Lemner ist ausgereist, siehst Du; und deßhalb ist er nicht hier gewesen," sagte Hedda zu der noch nicht ganz zu sich gekommenen Marie. „Da, lies jetzt, so werde ich hören, was er schreibt!"

„Ich werde diese merkwürdigen Zeilen lesen," sagte Axel, welcher sah, daß Marie zu dieser Beschäftigung eben nicht sehr aufgelegt war.

„Merkwürdigen?" — wiederholte die Mutter; „ja, Du hast Recht; denn jedes Wort von einem dem Hause so sehr ergebenen Freunde halte ich für merkwürdig," fügte sie mit Nachdruck hinzu. „Und obgleich es schon ein wenig finster

ist und meine Augen nicht so gut sind, wie die Eurigen, so werde ich doch keine von den Herrschaften beschweren. Ich werde es gewiß selbst besser lesen, als Ihr."

„Nein, nein, liebe Mutter, ich werde Dein Vorleesr sein; denn auch mir sind seine Worte merkwürdig, und seit dem Johannistage habe ich manche derselben in meinem Herzen bewahrt."

Die Pastorin wechselte die Farbe.

„Gute Mutter, der ganze Lemner sammt seinem Bergwerk und Inventarium ist nicht eines einzigen so verdrießlichen Blickes von Dir werth," sagte Axel, küßte die Hand der Mutter, nahm den Brief, und las ihn vor.

„Er sehnt sich also von dem prächtigen Bergwerk nach dem einfachen Pfarrhofe!" sagte Hedda mit verklärtem Antlitz, als sie den Inhalt des Briefes gehört hatte, der, wenn er auch nicht in poetischer Sprache abgefaßt war, doch eine recht heiße Sehnsucht an den Tag legte.

Weßhalb aber zitterte Mariens Hand, als sie, wie gewöhnlich, Gustav dieselbe zum Abschied reichte, und weßhalb wagte e r, sie kaum zu berühren? Wurden ihre Herzen etwa von der schwachen Dämmerung erleuchtet, welche den klaren, warmen Tag verkündet, oder entzündete sich ein Blitz sympathetisch in ihren Seelen, gleich dem, welcher eine stürmische Gewitternacht erhellt?

„Gustav, wo ist jetzt die Freude, die ungestörte Glückseligkeit, welche wir uns Beide von diesem Sommer versprachen?" rief Axel mit trauriger, fast weicher Stimme;

als die beiden Freunde in ihr Zimmer getreten waren. „Wir wollten ja, frei von Upsala's Zwang, das herrliche Leben der Freundschaft und der Freiheit leben? Du nanntest diese Zeit den Sommermonat des Lebens. Du sehntest Dich danach mit der ganzen Kraft, dem ganzen Verlangen Deiner Seele — und jetzt — jetzt ist kaum eine Woche verflossen, und Du verläßt mich schon, verläßt eine Heimath; — denn, Gustav, Du siehst ja, daß Du hier wie ein Sohn, wie ein Bruder geliebt wirst!"

Gustav war bisher im Zimmer auf und ab gegangen; er stand jetzt vor dem Sopha, auf welches sich Axel geworfen hatte. „Mach' mir das Opfer nicht noch schwerer," sagte er mit erschütternder Stimme. „Gib mir lieber Kraft; ich bedarf derselben jetzt mehr, als je, denn ich habe mich noch nie so schwach gefühlt!"

Er setzte sich an Axels Seite; dieser betrachtete aufmerksam den seltsamen Ausdruck in seinem Antlitz.

„Weßhalb thust Du es denn, Gustav, wenn es Dich so viel kostet?" rief Axel gerührt. „Du hast ja seit Deinem dreizehnten Jahre schon zugleich Kenntnisse gesammelt und an Andere vertheilt. Du hast nie Muße, nie Ruhe gehabt. Glaubst Du nicht, daß sowohl Körper, als Seele dieser bedürfen, besonders, wenn Deine Laune so düster zu werden beginnt? Nein, gib diesen Gedanken auf! Ruhe Dich aus! Trink' aus der frischen Lebensquelle der Natur! Genieße die Freiheit, die Landluft und die Freundschaft,

und kehre dann im Herbst froh und erfrischt mit mir nach unserem lieben alten Upsala zurück!"

„Ich kann es nicht, Axel! — Ich sollte ruhen? Ich sollte mich mit Gesundheit und Jugendkraft einem unthätigen Leben überlassen, während meine Mutter, meine schwache, kranke Mutter mit Arbeit und Armuth kämpft? — Gott dankte der Wittwe für ihr Schärflein, das sie dem Armen gab, er wird auch mein Streben segnen. Die Arbeit soll den bösen Dämon verjagen, der sich in meinem Herzen fest zu saugen beginnt. — Und jetzt, Axel, kein Wort mehr hievon!" fügte Gustav mit etwas unsicherer Stimme hinzu.

„Aber Du mußt oft zu uns kommen, Gustav!" antwortete Axel endlich. „Was sollte sonst aus Mariens Unterricht werden?" —

Gustav seufzte. — „Glaubst Du, daß Marie noch zu malen fortfahren will?" fragte er zitternd. „Jetzt, wo die täglichen Uebungen aufhören, wäre es wohl am Besten, wenn wir ganz damit aufhörten."

„Du weißt, wie viel Vergnügen diese Stunden Marien machen. Du selbst sagtest, daß sie in diesen wenigen Tagen erstaunliche Fortschritte gemacht habe, und Du willst doch, daß sie aufhören soll? Dann wäre es besser gewesen, wenn sie gar nicht angefangeu hätte; sie wäre alsdann mit den kleinen Zeichnungen zufriedeu gewesen, welche stets ihre Lieblingsarbeit waren."

„Darin hast Du Recht; es würde das Beste gewesen

sein, wenn ich gar nicht hieher gekommen wäre," antwortete Gustav mit durchdringender Stimme.

„Wie, Gustav? Ich verstehe Dich nicht! Du solltest es bereuen, meine Heimath, meine Eltern, meine Marie gesehen zu haben? — Was fehlt Dir? Ich erkenne Dich gar nicht wieder!"

„Ich weiß nicht, was ich spreche; aber das weiß ich, daß dies eine düstere Stunde für mich ist — so düster, wie Deine Seele sie niemals kennen lernen wird. Aber ich werde mir die theuren friedvollen Züge meiner Mutter zurückrufen; sie haben so oft die Stürme meines Herzens beruhigt!" Bei diesen Worten holte Gustav das geliebte Bildniß hervor.

„Gieß' Du Deinen Frieden in meine kämpfende Seele!" rief er aus, und führte es hingerissen an seine Lippen.

So hatte Axel seinen Freund noch nie gesehen. — „Sollte es möglich sein?" — dachte er. „Doch nein, es ist nicht so, es kann nicht so sein; — dann würde er sie nicht verlassen — —

Gustav's Seele hatte ihr Gleichgewicht, und seine Gesichtszüge diesen tiefen, aber ruhigen und geistreichen Ausdruck wieder erlangt, welcher sie so schön machte. Keiner von den beiden Freunden wollte das Gespräch jetzt wieder beginnen; sie legten sich zur Ruhe. Axel schlief sogleich ein, auch Gustav, und Letzterer zwar mit der Ruhe, welche uns so still und himmlisch umschwebt, wenn wir siegreich einen schweren Kampf bestanden haben.

Viertes Kapitel.

Die Morgensonne des sechsten Juli blickte freundlich in Mariens Zimmer und schlich sich zwischen Myrthen und blühenden Jasminen durch die feinen weißen Gardinen, welche Mariens Bett umgaben, auf welches sie sich halb gekleidet geworfen hatte. Die aufgelösten Locken schwammen gleich einem dichten goldenen Schleier um den schneeweißen Hals und in dem himmelblauen Auge zitterten klare Thränen.

„Es ist mir, als sei ich aus einem schönen Traum erwacht;" seufzte sie. „Gustav! Gustav! O, welch' ein Wohllaut liegt in diesem Namen, wie süß ist es, ihn zu nennen! Und jetzt — jetzt darf ich diesen Namen nicht mehr sagen, — sagen darf ich ihn, aber nicht zu ihm. Ach, mit dem heutigen Tage ist Alles zu Ende! Der Morgen gibt keine Hoffnung, der Abend keine Erinnerung. — Aber ich habe ja doch Axel, meinen guten Axel!" setzte sie hinzu. „Er bleibt mir ja noch!"

Ein leises Pochen an die Thür unterbrach ihren Monolog.

„Wer ist da?" fragte Marie aufspringend. Sie erkannte die Stimme ihres Bruders, und öffnete sogleich.

„Guten Morgen, Marie!" sagte Axel freundlich und drückte einen Kuß auf die Stirn der Schwester. „Aber Du hast ja geweint?" fügte er mit zärtlichem Vorwurf hinzu.

„Wundert Dich denn dies, da heute doch der letzte Tag ist, wo Gustav bei uns ist?" antwortete Marie mit unschuldiger Aufrichtigkeit.

„So hältst Du also viel von Gustav?"

„Ach ja, ich habe ihn von ganzem Herzen lieb. Er ist so gut, so edel. Er gleicht Dir so sehr!" antwortete Marie mit glänzendem Auge. „Früher dachte ich, daß, wenn ich noch einen Bruder hätte, ich ihn nie so würde lieben können, wie ich Dich liebe. Jetzt aber habe ich zwei Brüder, und — verzeih' mir's, Axel — ich liebe sie beide gleich sehr!"

Ein von der Sonne stark verbranntes Gesicht erschien in der Thür. „Mamselle Marie möchten zu der Frau Pastorin kommen!" rief eine kräftige Mädchenstimme. „Aber Sie möchten sich sputen; denn die Frau Pastorin ist heute sehr böse!"

Axel gab den Blumen frisches Wasser und dem Canarienvogel Futter, während Marie ihre Toilette machte.

„Komm', Axel, jetzt bin ich fertig," rief Marie. „Wenn Du bei mir bist, fürchte ich mich vor Mutter nicht so sehr; denn Du verscheuchst ihren Zorn stets durch Deinen Scherz."

„Früher kam die Mamselle um fünf Uhr — dann um sechs Uhr aus ihrem Zimmer," brummte die Mutter, an dem Speiseschrank mit dem Zuckerschlagen beschäftigt; „jetzt aber kann die Uhr sieben und acht schlagen, ohne daß sie zum Vorschein kommt, wenn man sie nicht ruft. Du bist

doch nur eine arme Predigertochter, und kein vornehmes Fräulein; aber seit Dir der Maler und die Malerei im Kopf steckt, gehst Du umher und träumst," setzte sie mit bitterer Stimme hinzu.

Mariens Herz war zu trübe gestimmt, als daß sie so froh, wie die Mutter es verlangte, diese Vorwürfe hätte aufnehmen können, zumal da die letzten Worte eine so zarte Saite ihres Gewissens anschlugen. Eine Thräne zitterte in ihrem Auge, als sie gedankenvoll und in Verlegenheit fragte, was sie thun solle.

Die Mutter haßte, obgleich sie selbst nicht ohne Gefühl war, alle Aeußerungen desselben bei Anderen. Wenn man bereitwillig seinen Fehler einsah, so war ihr Zorn leicht besänftigt; schwieg man aber und ließ sich dazu eine Thräne im Auge sehen, so wurde es nur schlimmer.

„Wenn Marie nur ihre schwärmerischen Grillen lassen wollte," sagte die Mutter oft, „so wäre sie ganz, wie ich sie wünsche." Aber jedesmal, wenn sie diesen Wunsch von Neuem fehlschlagen sah, gerieth ihr Blut in heftigen Umlauf.

„Wie kannst Du in Deinem Alter und in dem Hause Deiner eigenen Eltern fragen, was Du thun sollst?" rief Hedda zornig. „Eine solche Frage würde die selige Caroline nie gethan haben, denn das Mädchen war stets mit Hand und Augen bereit!"

„Liebe Mutter, ich bin der Schuldige, ich habe Marie durch meinen Morgenbesuch aufgehalten; aber wir wollen

den Schaden bald wieder gut machen, denn ich werde Marie bei ihren Geschäften helfen," rief Axel scherzend. „Alles soll gut und schnell gehen, wenn Du nur Dein freundliches Gesicht wieder aufsetzen willst," setzte er hinzu und begann mit ungeheurer Geschäftigkeit Alles im Schranke umzukehren, so daß seine Mutter selbst dabei in Gefahr kam, die mit anscheinendem Zorn, aber innerlich ganz besänftigt seine Verheerung zwischen den Gläsern und Tassen zu hemmen suchte.

Erfreut, ihre geliebte, aber zugleich gefürchtete Mutter wieder besänftigt zu sehen, hatte Marie ihre unterbrochene Arbeit fortgesetzt.

„Nimm Dir diesen Vorfall nicht zu Herzen, Marie!" sagte Axel, als er mit seiner Schwester wieder allein war. „Du weißt ja, daß Mutters Zorn bald wieder vorüber ist, wenn Du ihr nur ein heiteres Gesicht zeigst."

„Ich weiß es, und versuche auch immer, froh zu scheinen; aber heute war es mir unmöglich."

„Aber jetzt bist Du wieder heiter, nicht wahr?" fragte Axel und galoppirte mit Marie durch den Saal.

Mit der brennenden Pfeife im Munde trat jetzt der Pfarrer mit Gustav herein, den er am Ufer des Flusses aufgefangen hatte.

Die Pastorin war wieder in ihrer gemüthlichsten Stimmung; auch Marie war bei ihr wieder zu Gnaden gekommen. Nachdem die Mutter ihr dies und jenes im Flüsterton mitgetheilt hatte, ging Marie an ihre übrigen häuslichen Geschäfte.

Reizender, als in dem weißen Linonkleide am Johannistage in Strålvik, erschien Marie dem schwermüthigen Gustav heute in ihrem blauen kurzärmligen Hauskleide, in welchem er sie jetzt, gleich einem Schutzgeist des Hauses, mehremal über den Hof eilen sah.

Mit der größten Geschwindigkeit verrichtete das gute Mädchen alle Aufträge der Mutter. In ihrem Herzen regte sich ein Verlangen, Alles so schnell, als möglich, zu beseitigen, um dann ungestört bei den Ihrigen sein zu können. „Hier ist ein kleines Dessert," sagte Marie, mit dem Frühstück in das Zimmer tretend, wo die Eltern bereits am Frühstückszimmer versammelt waren.

Axel bekomplimentirte sich scherzend mit seiner Schwester und ehe Marie es noch ahnen konnte, hatte er den kleinen Vorrath des von ihr gebrachten Eingemachten verzehrt.

„Aber, mein Gott, Axel, Du hast ja Alles aufgegessen! Jetzt habe ich nichts mehr für die Uebrigen," rief Marie.

„War dies nicht für mich bestimmt?" fragte Axel lächelnd. „Mir schien die Portion doch gar zu klein!" setzte er hinzu.

„Wie hungrig Du bist, Axel!" sagte Marie lächelnd mit dem Finger drohend. „Du sollst mich das nächste Mal gewiß nicht wieder anführen."

„Was Axel doch Freude und Heiterkeit in's Haus bringt!" sagte die Pastorin zu ihrem Mann, der lächelnd diesen kleinen Auftritt mitangesehen hatte. „Einen solchen jungen Mann seh' ich gerne, der, wie er, froh und lebhaft ist — aber

nicht so, wie Gustav, der nicht einmal fröhlich aussieht, wenn er lacht!"

„Die Jugend der beiden jungen Männer ist so verschieden gewesen. Axel hat gespielt und gescherzt, Gustav aber gekämpft, und dies hat eine so ungleiche Wirkung auf die Entwickelung ihrer von Natur vielleicht schon verschiedenen Gemüther gehabt. Aber Du mußt doch zugeben, Hedda, daß Gustav ein außergewöhnlicher Mensch ist."

„Nun, er ist ein ganz hübscher Mensch; aber außer seiner düstern, ernsten Gemüthsart sehe ich nichts Außergewöhnliches an ihm."

„Aber seine kindliche Liebe? Erinnerst Du Dich dessen, was Axel uns davon erzählt hat? Und wenn er auch dadurch seine größte, schönste Schuld abbezahlen will, so ist es doch etwas Ungewöhnliches, zu sehen, wie ein Kind, besonders ein Jüngling, Alles aus reiner kindlicher Liebe aufopfert!"

„Ja, ja, das ist Alles wahr," antwortete Hedda, und die Mutterliebe klopfte laut in ihrer Brust. „Seine Mutter muß ihn auch sehr lieben. — Aber siehst Du Axel dort? Herr Gott, wie schön er ist!"

„Und siehst Du Marie?" rief der Vater ganz hingerissen. „Gott mag mir's verzeihen, sie erscheint mir wie ein Engel in einer Lichtwolke. Ein Hauch — ein Windhauch, das leichte Luftgewebe zertheilt sich und der Engel strahlt in ungetrübter Klarheit in der sternbesäeten Heimath." Ein

trauriges Lächeln verbreitete sich bei diesen Worten über die männlichen Züge des Vaters.

„So mußt Du nicht sprechen, lieber Mann!“ rief Hedda innig, und eine Thräne fiel auf die Schulter, an welche sie sich lehnte. „Marie ist ein Engel, schon hier ein Engel,“ etzte sie hinzu und dachte in diesem Augenblick an Niemand in der ganzen Welt, als an Marie.

„Wie sieht es heute mit Deinen Lektionen aus, Marie?“ fragte der Vater die hereintretende Tochter, da er gerade die Uhr zehn schlagen hörte.

„Wie ich hoffe, gut, lieber Vater,“ antwortete Marie, und wendete sich, um das Tischlaken abzunehmen. „Ich werde sogleich anfangen.“

„Um damit für immer aufzuhören,“ setzte die Mutter hinzu. „Es ist eigentlich recht schade; denn es wäre doch sehr angenehm gewesen, wenn wir einige hübsche Oelgemälde in dem neutapezierten Vorzimmer hätten aufhängen und dabei sagen können: „Das hat Marie gemalt!“ Ich kann mir recht gut denken, was für ein ärgerliches Gesicht die Majorin gemacht haben würde, die sich doch immer darüber ärgert, wenn sie hört, daß wir etwas selbst gemacht haben; eben so ärgerte sie sich, wenn sie Jemanden die Kreidezeichnungen rühmen hörte, die Marie in der Schule angefertigt hat. Wie neidisch würde sie jetzt gewesen sein, zumal da Alma mit all' ihren sogenannten Talenten so etwas doch nicht fertig bringen kann!“

„Du versteckst, liebe Frau, oft Deine Gründe hinter

Kleinigkeiten, die Du zur Hauptsachen machst," antwortete der Pfarrer. „Ich weiß wohl, daß Dir die Freude, welche Marie durch die Entwickelung dieses schönen Talentes, zu welchem sie so große Anlagen hat, mehr Vergnügen machen würde, als die Aussicht, dadurch das Vorzimmer mit Gemälden schmücken zu können; und deßhalb will ich Gustav bitten, den Mittwochs- und Sonnabendsnachmittag hier bei uns zuzubringen, um Mariens Unterricht fortzusetzen. Sag', liebe Hedda, bist Du nicht auch meiner Meinung?"

„Ja und nein; es ist mir recht, aber es ist mir auch wieder nicht recht."

„Du meinst, es nimmt viel Zeit fort. Aber, Gott sei Dank, Marie ist ja noch nicht von der Zeit abhängig. Sie und wir können dieselbe ja nach Belieben eintheilen."

„Wenn es nur die Zeit allein wäre! Ich möchte so gern, daß Marie dereinst in ihrem eigenen Hause zeigen könnte, daß sie von einer Mutter erzogen worden, die ihr Haus zu versorgen versteht."

„Liebe Frau, Marie wird auch ohne dies in jeder Hinsicht Dir und Deiner Erziehung Ehre machen, was für einen Platz der liebe Gott ihr auch bestimmt haben mag. Sie ist ja an die größte Häuslichkeit gewöhnt, und wird es noch mehr werden. Ich will hoffen, daß wir sie noch manche Jahre hindurch behalten können, denn Marie ist noch sehr zart. Sie bedarf einer völligen Entwickelung, um die vielen Pflichten und Beschwerden ertragen zu können, die mit dem Beruf einer Hausfrau verknüpft sind."

„Ja, aber wenn nun ein Freier kommt, der Marie versorgen kann und will, und den auch sie leiden mag, so kann er doch deßhalb nicht den Korb bekommen, daß Marie nicht fünf oder sechs Jahre früher geboren worden ist."

„Wenn dies geschehen sollte, und Mariens Herz sowohl, wie unsere Vernunft diese Werbung billigt, so können wir ihn bitten, einige Jahre zu warten."

„Aber wenn er dies nicht will?"

„So liebt er auch Marie nicht wahrhaft!"

„Ach, lieber Sylvén, glaube mir, die Liebe wartet nicht. Warten ist für die Liebe gerade das, was Wasser für das Feuer ist."

„Hast Du denn unsere Jugend vergessen, Hedda?" fragte der Pfarrer mit weicher Stimme. „Erkaltete unsere Liebe, während wir viele Jahre warten mußten, und wurden wir einander nicht immer theuerer?"

„Wie könnte ich diese Zeit vergessen haben! Ach nein, Axel, sie steht so klar und treu in meinem Herzen!" antwortete Hedda, und ein Wiederschein von der Sonnenhöhe jenes Lebens verbreitete sich über die Züge der Mutter. „Aber wir waren damals — schon damals eine Ausnahme, und heut' zu Tage gibt es eine solche Treue nicht mehr."

Hedda schwieg einige Augenblicke; dann fuhr sie fort: „Zeitig muß Marie sich verheirathen; eine junge Braut, eine junge Mutter, das gehört zum Geschmack der Zeit."

„Liebe Hedda," sagte der Pfarrer ernst, „willst auch Du mit Deinem Verstande, mit Deiner wahren Mutterliebe [die

Anzahl der Mütter vergrößern helfen, welche diese falsche Ehre dem wahrhaften Glück des Kindes vorziehen? Was klingt schöner im Herzen; das Urtheil der Welt: „Wie früh ist das Mädchen verheirathet worden!“ — oder das süße, dankbare Zeugniß aus dem Herzen des Kindes: „Ich bin glücklich, Mutter!“ — Aus dem Vater- und Mutterherzen muß alle Eigenliebe verbannt sein, jeder Gedanke an das Urtheil der Welt und der Eitelkeit; und diejenigen Eltern, welche das Glück ihres Kindes nicht von einer so lichten Höhe betrachten, daß kein fremdes Urtheil, keine fremden Berechnungen sie erreichen können, die sind des schönen Vorrechtes nicht werth, der Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe, ihre Stütze, ihre irdische Vorsehung zu sein.“

Ein Bauer trat jetzt herein und brachte bei der Thüre seine unbeholfenen Kratzfüße an; die Unterhaltung war gestört.

Indeß war das Atelier, zu welchem Mariens Zimmer eingeweiht worden, bereits in Ordnung gebracht. Die Gardine war zur Hälfte herabgelassen, um das starke Sonnenlicht abzuhalten. Die blühenden Jasminen verbreiteten einen süßen, hesperischen Geruch in dem kleinen einfachen, aber geschmackvoll meublirten Zimmer, in welchem Marie, von Pinseln und Farbenmuscheln umgeben, da saß. Ihr Blick ruhte abwechselnd auf dem Original, einem hübschen Phantasiestück von Gustav, und auf der treuen, obgleich nicht vollkommenen Copie.

Gustav stand hinter Marie, und bewachte, wie er glaubte,

aufmerksam jeden ihrer Pinselstriche; aber ach, seine ganze Seele war im Anschauen der Materie selbst versunken. Er stand mit gefalteten Händen da und beugte sich über Mariens Stuhl, so daß ihr feines Profil, von den reichen, seidenweichen Locken umspielt, ihm im schönsten Licht entgegenlächelte. Das Schweigen hatte seine mystischen Schwingen über die schöne Gruppe ausgebreitet. Die aus dem Bauer erlösten Canarienvögel saßen still in dem grünen Blätterzelt und athmeten den Duft der Rosen. Der Augenblick glich einem Zauber, den Niemand lösen wollte, einem himmlischen Funken, den ein einziger Hauch in eine verheerende Flamme verwandelt. Dieß fühlte Gustav, und vielleicht auch Marie, obgleich sie den Zauber nicht so ganz klar verstand, welcher sie umgab.

Marie bedurfte jetzt eines Rathes; sie wollte fragen, aber ihre Zunge blieb unbeweglich. Ihr Herz klopfte heftig und ihre Brust hob sich unter tiefen Athemzügen. Endlich sammelte sie, fast sich selbst unbewußt, all' ihre Stärke in einem leisen: „Gustav!" —

Wie durchbebte dies einzige Wort Gustavs Herz; seine Arme waren schon halb ausgestreckt. Was hätte er nicht geben wollen, wenn er Marie hätte an seine Brust drücken können; aber — seine Arme senkten sich wieder, und als wolle er das Gefühl versiegeln, welches ihm die Brust zu zersprengen drohte, drückte er die Hand fest gegen das Herz.

„Woran, in aller Welt, denkst Du, Marie? Du mußt entweder schlafen oder träumen am hellen Tage, da Du nicht

gehört hast, daß Lemners Wagen schon lange auf den Hof gefahren ist!" rief die Pastorin und stand, wie durch Zauberschlag, plötzlich vor Marie.

Die kahle Wirklichkeit verwischte jetzt den ganzen Rosenschimmer der Poesie; auf Mariens Wangen aber hielt sich noch ihr schöner Nachglanz.

„Nun, Marie, ich glaube, Du bist noch nicht ganz wach?" fuhr die Mutter heftig fort, als sie ihre Tochter noch unbeweglich da sitzen sah.

„Soll ich sogleich hinab kommen?" fragte Marie jetzt mit gesenkter Stimme, indem sie sich erhob.

„Was sollst Du denn anders? Vielleicht hier oben sitzen bleiben? Nein, wenn ich eine Tochter habe, so soll sie ihrer Mutter helfen, den Fremden Gesellschaft leisten, und besonders denen, die Dir so viel Güte und Freundschaft beweisen, wie Herr Lemner!"

„Also wirst Du heute nicht mehr malen können?" fragte Gustav seine Schülerin.

„Nein, daraus wird nichts;" fiel die Mama ein. — „Laß jetzt die Farben und Pinsel liegen und denk' dafür lieber an Deine langen Locken, die Dir so unordentlich um das Gesicht hangen, als hättest Du auf ihnen geschlafen!" Marie gehorchte dem Befehl der Mutter und ordnete ihre Locken ein wenig.

„Die braunseidene Schürze!" flüsterte die Mutter ihr zu. Mariens bittender Blick half nichts; sie mußte gehor-

chen, und gleich darauf sah Gustav die Thür sich öffnen und wieder schließen.

„Marie!“ rief Gustav und streckte der Verschwundenen die Arme nach; „Du reizendes Ideal meiner Frühlingsträume! O, Marie, schöner und reiner war nicht die, welche Deinen Namen der Erde so heilig machte. In dem Pochen meines Herzens, in der Verehrung meiner Seele, in der Reinheit meiner Absichten fühle ich mich würdig, Dich zu lieben, Dir mein Leben, meine Liebe, mein Alles zu heiligen; aber — — was sollte der arme, heimathlose Jüngling Dir bieten können, wärest Du auch mit meinem Herzen zufrieden! Finster würde vielleicht auch Deine Zukunft werden, finster und mit Dornen besäet, wie die der Theuren, welche mir das Leben gegeben. Nein, Marie, eine schönere Zukunft wartet Deiner. Ich werde Dir nachblicken, wie die einsame Blume der Lichtbahn des strahlenden Sternes. Lieben will ich Dich mit der ganzen Kraft meiner glühenden Seele; aber meine Handlungen sollen von der Eisenhand der Vernunft gezügelt werden.“

Er setzte sich auf das Sopha und legte den Kopf in die weichen Kissen desselben. So saß er lange mit tief niedergeschlagenem Blick. Endlich schlug er das Auge auf und betrachtete aufmerksam alle Gegenstände im Zimmer. Er hatte schon beim ersten Mal, wo er in dieß Zimmer getreten war, Alles so schön und gemüthlich gefunden, er hatte aber noch nie alle diese Einzelnheiten, welche es so geschmackvoll machten, betrachtet — und wie hätte er das auch können, da er stets mit Marie hier gewesen war. Jetzt erst bemerkte er

die geschmackvolle Einfachheit, diese ausgesuchte Ordnung, welche Alles in dem kleinen grünen, von der Sonne beschienenen Gemach zu einer freundlichen Harmonie verschmolz. Er sah überall die ordnende Hand, die schönheitsliebende Seele, und er erinnerte sich, daß seine Mutter ihm gesagt hatte, das Zimmer einer Dame sei ein treuer Spiegel ihrer selbst.

Er stand vor ihrem kleinen Schreibtisch; auf ihm erblickte er ein kleines geschlossenes Buch, auf dessen Titelblatt mit schöner Frauenhand geschrieben war: „Die Beichtstunden meines Herzens.“ O, wie gern hätte er hinein geblickt. Er nahm das Buch in die Hand.

„Nein,“ rief er sich selbst zu, „keinen Frevel an dieser Seele!“

Noch stand er mit dem Buch in der Hand da, als Marie eintrat.

Gustav fuhr zusammen, und hätte er Wort für Wort Mariens Geständniß durchgelesen, so hätte sich seine Wange nicht höher färben können, als jetzt; denn die Wange der Unschuld färbt sich oft, wo die der Schuldigen farblos bleibt.

„Bist Du noch hier, Gustav?“ fragte Marie verwundert.

„Und wie konnte ich denn anders, mit einer solchen Beschäftigung?“ antwortete Gustav mit einem Lächeln, welches scherzhaft scheinen sollte, und zeigte auf das Buch, welches Marie jetzt erst in seiner Hand bemerkte.

„Gustav!“ rief sie, und die liebevollste Frage lag in diesem Wort, welches er auch mit einem Blick beantwortete, so klar und überzeugend, wie ein Brief vom Himmel.

„O, ich wußte es!“ rief Marie tief gerührt. „Hättest Du es auch geöffnet, in der Meinung, daß meine kindischen Gedanken auch zu den Augen des besten Freundes meines Bruders gelangen können, so würden doch die ersten Zeilen Deine Ansicht geändert haben; denn, Gustav, auch die Kindheit, oder der unmerkbare Uebergang von der Kindheit zu den Mädchenjahren besitzt Offenbarungen, die nur Gott kennt.“

Marie schwieg; Gustav aber verstand, was Mariens Worte enthalten sollten.

„Wie der Frühling sich mit seinem Sommerschmuck kleidet,“ fuhr Marie fort, „so bedarf er des klareren, wärmeren Sonnenlichts; er trinkt es in stärkeren Zügen und mit jedem Augenblick schlagen neue duftende Rosen aus, die alle ihre Kronen der Sonne entgegenstrecken. Auch Du, Gustav, hast dieß gefühlt. Aber mit jeder Morgenröthe, wo die Gefühle neu erwachen, wollen auch sie ihre Rechte geltend machen.“

In diesem schwärmerischen Frühlingsgedanken des jungen Mädchens lag zu viel Uebereinstimmung mit Gustavs eigenen Gefühlen, als daß er nicht hätte tief in seine Seele greifen sollen. Der Streit zwischen Gefühl und Vernunft war in diesem Augenblick sehr schwer. Er hätte sich zu ihren Füßen legen mögen; aber er erwachte wieder zur Besinnung. „Ach ja, Marie,“ antwortete er, „auch ich habe das Bedürfniß gefühlt, vor Gott die Pforten zu dem Paradies des Gefühls öffnen, besonders in den Stunden, wo seine schönsten Ro-

sen von der Knospe zur Blume, von der Ahnung zum vollen Leben erwachen!"

Auf Mariens Wangen blühte eine Rose; der himmlische Gedanke: „Gustav, ich verstehe Dich!" rief sie auf ihrer Wange hervor.

Um das lange Schweigen zu brechen, bat Marie Gustav, ihre erste Beichte zu lesen.

„Thu' es, während ich meine Arbeit wieder fortlege," setzte sie hinzu.

„Wie schön ist es, in das unschuldsvolle Heiligthum eines jungen Mädchens blicken zu können, wo jeder Gedanke rein wie ein vom Himmel gefallener Thautropfen ist!" sagte Gustav, nachdem er einige Augenblicke gelesen hatte.

Gleich darauf öffnete sich die Thür, und Axel trat mit der Botschaft von der Mutter herein, daß Marie hinab kommen solle.

„Ja, ich werde kommen," sagte Marie; „aber — — —"

„Du scheinst Dich nicht hinab zu sehnen?" wandte Axel lächelnd ein.

„Das muß schon geschehen, wenn man sich auch nicht danach sehnt."

„So geh' also hinab und unterhalte Dich recht fleißig mit Lemner, so kannst Du Deine Zögerung wieder gut machen," antwortete Axel und schob Marie lachend zur Thür hinaus.

„Die Arbeit war gewiß noch nicht in Ordnung?" fragte

Hedda etwas ironisch, als Marie in das Zimmer trat, wo sie mit Lemner allein war.

„Gute Frau Pastorin," fiel Lemner vermittelnd ein, „es gab ja vielleicht noch andere Kleinigkeiten im Zimmer zu ordnen."

Ein sonderbarer Streit zwischen Verlegenheit und Lächeln wechselte auf Mariens Antlitz.

„Wie hübsch Sie in Perlen sticken, Mamselle Marie!" fuhr er fort, als Marie die hellblaue Stickerei mit den glitzernden Goldblumen aufwickelte. „Was soll das für eine allerliebste kleine Pieçe werden?"

„Ein Cigarrenfutteral," antwortete Marie.

„Das lasse ich mir gefallen; wenn man ein so hübsches Futteral hat, können einem die Cigarren wohl schmecken! Welcher Glückliche soll dies haben?"

„Es ist für Axel bestimmt," fiel Hedda eilig ein.

Und wären alle ihre Perlen auf den Boden gefallen, so wäre Marie nicht so bestürzt gewesen, wie jetzt, wo sie die Mutter sagen hörte, daß Axel diese Stickerei haben solle. Sie erröthete dermaßen, daß es selbst Lemner, der sonst die Wechsel der Gefühle nicht so genau auffaßte, auffiel.

„Weßhalb werden Sie so roth?" fragte er. „Man darf nicht erröthen, wenn man die Wahrheit hört; und ich kann nicht umhin, noch einmal zu sagen, daß, wenn ich ein von so süßen kleinen Fingern gesticktes Cigarrenfutteral hätte, der Cigarrenrauch Nektar für mich sein würde."

„Wüßte Marie, daß sie Ihnen diese Kleinigkeit anbieten

dürfte, so würde ihr das gewiß ein großes Vergnügen sein," entgegnete die Frau Pastorin mit äußerster Artigkeit.

„Ergebenster Diener, meine gnädige Frau Pastorin!" rief Lemner; „aber wir belästigen unsere liebe Marie zu sehr," setzte er, zu dem armen verlegenen Mädchen gewendet, hinzu.

„Schweigen ist auch eine Antwort, schweigen und erröthen ist mehr, als Worte." Er küßte zärtlich Mariens Hand.

Der Pfarrer trat herein und Mutter und Tochter gingen hinaus, um nach dem Essen zu sehen; denn die Mittagsstunde nahte heran.

„Du wunderst Dich wohl, liebe Marie, daß ich sagte, Axel solle das Cigarrenfutteral haben?" fragte die Mutter nicht ohne Verlegenheit, als sie sich im Saale befanden.

„Ja, Mutter, denn dieß war das erste Mal, wo ich Dich von der Wahrheit abweichen sah."

In Mariens Antwort lag etwas, das die Mutter zugleich verletzte und ihr auch schmeichelte.

„Niemand kann die Wahrheit mehr lieben, als ich," antwortete sie freundlich; „aber wenn dies eine Abweichung von der Wahrheit genannt werden kann, was freilich wohl der Fall ist," setzte sie nachdenkend hinzu, „so war dies fast eine Nothwendigkeit; denn, siehst Du, ich wollte nicht sagen, daß Du es für Gustav stickteſt. Dann hätte ich Lemner schon sagen müssen, daß er Dir Unterricht in der Malerei gibt, und das wollte ich nicht."

„Warum denn nicht, Mutter? Es liegt ja nichts Böses darin, daß Gustav mir dies Vergnügen verschaffen wollte!"

„Nein, Marie; — aber da Du jetzt doch nicht mehr die Malerei fortsetzen wirst, so ist es das Beste, nicht davon zu sprechen."

Marie seufzte, antwortete aber nicht.

„Jetzt spute Dich nur, daß Du die Stickerei fertig hast, damit wir sie zum Einfassen nach Stockholm schicken, und Lemner das Cigarrenfutteral zu seinem Namenstage bekommen kann."

„Ach, soll er es wirklich haben?" fragte Marie mit niedergeschlagener Stimme.

„Ich will nichts weiter davon hören. Es muß doch wohl angenehmer und passender sein, einem so ehrenwerthen und angesehenen Mann, der uns Allen so viel Güte und Artigkeit erwiesen, etwas zu sticken, als einem jungen Menschen, zu welchem wir in gar keiner Beziehung stehen."

Marie schlug den Blick nieder; es fuhr ihr kalt durch sonst so zärtliche kindliche Herz.

Nach der Mahlzeit, welche eben so viel Ueberfluß an Speisen, als an Artigkeiten brachte, war die Gesellschaft unter dem großen Ahorn im Garten versammelt.

„Das ist eine köstliche Limonade!" sagte Lemner, das Glas leerend, welches Marie ihm gefüllt hatte.

„Ihr Beifall ist eben so angenehm, wie schmeichelnd für Marie," sagte die Pastorin mit einem bedeutungsvollen Blick auf ihre Tochter.

„Ergebenster Diener!" antwortete Lemner, ebenfalls geschmeichelt. „Wie herrlich ist es nicht, wenn die Schönen in Allem zu Hause sind, wenn sie mit Perlen sticken und Limonade bereiten können, sich auf die schönen Künste sowohl, wie die häuslichen Obliegenheiten verstehen; denn der Mensch besteht ja doch aus Leib und Seele; und wenn der Körper hungern muß, so befürchte ich, daß auch die Seele nicht lange mehr aushält."

Ein eigenes Beifallslachen besiegelte diese philosophische Bemerkung.

„Was meinst Du zu dem Wetter, Lemner?" fragte der Pfarrer. „Der Himmel bewölkt sich; ich glaube, ich muß das Heu einfahren lassen, obgleich ich dies bis morgen aufzuschieben dachte."

„Laß es heute noch einfahren, denn in der Nacht werden wir Regen bekommen. Ich habe so meinen eigenen kleinen Propheten, der immer die Wahrheit sagt."

Lemners Propheten gehorsam, und aus Furcht vor den finstern Wolken am Himmel, gab der Pfarrer Befehl, das Heu einzufahren, und sogleich rollten die Heuwagen am Hofe vorbei. Die Bauernmädchen sangen ihre lustigen Weisen und munter knallte die Peitsche dazwischen.

„Ach, wie herrlich ist es auf dem Lande!" rief Axel enthusiastisch aus. „Was sind die glänzenden Equipagen der Städter gegen einen Heuwagen, was die vollstimmigen, künstlichen Chöre gegen die frohen, natürlichen Lieder der Land-

leute! Ach, Marie, was ist herrlicher, als Natur und Freiheit!"

Mariens Antlitz klärte sich bei den Worten des Bruders auf.

„Ach ja," antwortete sie, „es ist schön auf dem Lande!"

„Deßhalb leg' also jetzt die Perlen und alles Uebrige bei Seite und fahr' mit uns in's Heu, wie es einem Landmädchen geziemt."

„Welch' herrlicher Vorschlag!" rief Marie in kindlicher Freude und stand auf.

Auch Gustav's Züge waren von Freude belebt.

„Nein, heute nicht," fiel die Mutter verbietend ein.

„Beste Mama!" bat Marie.

„Dieß Vergnügen, hoffe ich, wirst Du noch sehr oft, und wann Du willst, haben können; der Wiesenwuchs ist dieß Jahr sehr kräftig, und wir fahren heute zum ersten Male Heu ein. Also kannst Du heute recht gut auf dies Vergnügen Verzicht leisten," sagte die Pastorin entscheidend.

Marie setzte sich wieder, und dem aufmerksamen Beobachter würde es nicht entgangen sein, daß sie sich um einen größeren Verlust, als um das Heufahren, grämte.

„Nur einmal laß uns mit hinausfahren — nur ein einziges Mal!" bat Axel innig. „Du sollst sehen, Mutter, wie vergnügt wir droben auf dem Heu sitzen werden!"

„Das hoffe ich ein andermal zu sehen!"

„Wenn ich mit meiner Bitte etwas erreichen könnte, so würde ich gern für Mamselle Marie bitten," sagte Lemner,

zu Hedda gewendet, deren Antlitz sich plötzlich wieder aufklärte.

„Ich erreiche meinen Zweck!" fuhr er fort; „Mamselle Marie, Sie dürfen in's Heu fahren!"

„Wer kann einem solchen Fürsprecher widerstehen!" sagte die Pastorin mit ihrem süßesten Lächeln.

Mariens ganzes Wesen strahlte von Freude; sie drückte Lemner ihren Dank auf's Innigste aus.

„Für einen solchen Blick möchte ich mein ganzes Leben lang bitten!" sagte er deklamirend.

„Wohin so schnell?" fragte der Pfarrer, als er, von dem Gesinde kommend, wieder hereintrat und der eilenden Marie begegnete.

„Mir meine Handschuhe holen, lieber Vater; ich will mit in's Heu fahren!"

Der Vater theilte die Freude seiner geliebten Marie. Gleich darauf war sie vom Hofe verschwunden, kam aber schon im nächsten Augenblick zurück.

„Wir gehen jetzt, liebe Mutter," sagte sie, als sie ihren Bruder und Gustav, welche sich ihre Blousen angelegt hatten, zurückkommen sah.

„Erlauben Sie mir nur, mein Glas noch zu leeren, dann komme ich mit!" rief Lemner.

Marie stutzte. „Ich glaubte nicht, daß Sie uns folgen wollten, Herr Lemner," sagte sie mit sichtbarer Verwunderung.

„Dann halten Sie mich für weniger ehrgeizig, als ich

wirklich bin; denn ich versichere Sie, daß ich ohne die Absicht, mitzukommen, nicht für Sie gebeten hätte."

„Ich dachte, wir wollten jetzt eine Partie Schach zusammen spielen," sagte der Pfarrer zugleich verwundert und unzufrieden, denn er hatte wirklich jetzt auf dies Lieblingsvergnügen gerechnet.

„Jetzt ist unsere harmonische Dreizahl gebrochen," sagte Gustav leise zu Axel mit düsterer Stimme.

„Aber, Herr Lemner, wird es Ihnen nicht schwer werden, auf den Wagen zu steigen und sich dort fest zu halten?" fragte Axel ironisch.

Ein vorwurfsvoller Blick von der Mutter strafte Axel für diese Bemerkung.

„Ein ander Mal, lieber Bruder, oder vielleicht noch heute Abend wollen wir uns an's Schachspiel setzen; jetzt aber will ich ein wenig nach Knabenweise spielen," sagte Lemner, zu dem Pfarrer gewendet, indem er that, als höre er Axels Frage nicht. „Nicht wahr, Frau Pastorin?" fuhr er, sich zu Hedda wendend, fort, „geht dies nicht an?"

„Sie können nie etwas thun wollen, Herr Lemner, was nicht angehen sollte!" antwortete Hedda überzeugend; und mit einem „Ergebenster Diener!" das zugleich als Dank und Abschied gelten sollte, war er im nächsten Augenblick schon bei den drei jungen Freunden.

Nach vielen fruchtlosen Versuchen war unser kolossaler Adonis endlich oben auf dem Heuwagen.

„Ich verspreche ihm wenigstens eine tüchtige Motion,"

sagte Axel lächelnd zu Gustav und erfaßte die Zügel. Ein Hieb mit der Peitsche, und die Pferde eilten schnaubend über den höckerigen Weg.

„Fassen Sie meine Hand, Mamselle Marie, denn hier bin ich wenigstens eine sichere Stütze," sagte Lemner und ergriff Mariens Hand. „Ach, dürfte ich es wagen, mich auch eine Stütze für Ihr ganzes Leben zu nennen!" setzte er mit Zärtlichkeit hinzu.

„Ich bin es gewohnt, mich an dem Heuwagen selbst fest zu halten und bedarf also keiner anderen Stütze," antwortete Marie und wollte ihre Hand zurückziehen.

„Nein, nein, ich lasse diese schöne Hand nicht, so lange die Gefahr nicht vorüber ist!"

Lemner stand jetzt mitten auf dem Heuwagen in einer lächerlichen, aber, wie er behauptete, sicheren Position, um das Gleichgewicht zu halten, wobei er mit der einen Hand die Wagenleiter, und mit der anderen Marie hielt, welche vor ihm stund.

„Ergebenster Diener!" rief er plötzlich und wollte den Hut abnehmen, um Hedda zu grüßen, welche er vom Hause aus winken sah.

War es Zufall oder eine kleine Malice von Axel — genug, gerade, als Lemner den Hut zog, zogen auch die Pferde plötzlich stärker an und bei seinem „Ergebenster Diener!" verlor er das Gleichgewicht.

„O weh!" rief er, und fiel mit einer solchen Plumpheit der Länge nach hin, daß der Boden des Wagens um

ein Haar gebrochen wäre; dabei streckte er seine langen Beine so weit aus, daß sich Marie darin verwickelte und auch fiel, aber — in Gustavs Arme.

„Gott im Himmel!" rief die Pastorin von fern. — „Die Stütze war doch nicht so ganz sicher!" meinte in demselben Augenblick Axel mit lautem Gelächter.

„Willst Du für den Fall der Gefahr mir jetzt die Hand geben, Marie?" fragte Gustav, als Lemner seine vorige Attitude wieder angenommen hatte.

Marie reichte ihm bereitwillig die Hand.

Auf der Wiese angekommen, setzte sich die kleine Gesellschaft auf einen Heuhaufen, um hier zu warten, bis man das Heu werde aufgeladen haben.

Gustav kam auf den Gedanken, einen Kranz aus Heuhalmen in der Hand zu knüpfen. „Wollen Sie die Halme so lange halten, während ich knüpfe?" fragte Lemner, als er Gustav Marie ebenfalls darum bitten hörte.

„Ich habe zwei Hände," antwortete Marie lächelnd und reichte jedem von den beiden Herren eine Hand.

„Und auch zwei Gedanken, hoffe ich?" wandte Lemner ein.

„Ach, ich habe viel Gedanken, obgleich jetzt vielleicht nur einen," antwortete Marie schelmisch.

„Ich hoffe doch, daß dieser Gedanke meinen Kranz angeht?" fragte Lemner mit einem zärtlichen Blick.

„Die Antworten des Orakels müssen zugleich fallen!"

fiel Axel ein, welcher bisher lachend diesem kleinen Auftritt zugeschaut hatte.

„Was heißt das, Herr Axel?“ fragte Lemner.

„Das heißt: Die Kränze sollen zugleich gezeigt werden, und dann werden wir sehen, wer der Glücklichste von den Herren ist. Vielleicht habt Ihr Beide einen Gedanken!“

„Nein, das ist ganz unmöglich!“ antwortete Lemner feierlich; „denn was ich denke, kommt aus meinem Herzen!“

„Nun, wenn dies aber bei Gustav auch der Fall wäre?“

„So kann es unmöglich derselbe Gedanke sein; denn jeder Gedanke muß doch seinen eigenen Ursprung haben. Wem von uns wünschen Sie das Glück, Marie?“ fragte Lemner, zu Marie gewendet.

„Ich wünsche es Ihnen Beiden, je nach Ihrem verschiedenen Begriff von demselben.“

„Nun, was wünschen Sie mir denn, Mamselle Marie?“

„Reiche Schachte, hohe Kornpreise — mit einem Wort, noch größere Reichthümer.“

„Und —?“

„Gesundheit und langes Leben.“

„Und noch ein Leben dazu,“ antwortete Lemner fast flüsternd, und legte den Mund ganz nahe an Mariens Ohr.

„Nun, und mir?“ fragte Gustav.

„Frieden und Glück des Herzens,“ antwortete Marie, und in diesen süßen Worten lag ein kaum hörbarer Seufzer.

„Ich danke Dir, Marie!“ sagte Gustav und drückte

leise ihre weiche Hand, in welcher vielleicht der Talismann seines Glückes lag.

„Jetzt ist mein Kranz fertig!" rief Lemner triumphirend.

„Auch der meinige!" sagte Gustav.

„So wollen wir sie zeigen!" rief Lemner, öffnete Mariens Hand und die vier Grashalme fielen einzeln zu Boden.

„Unmöglich, rein unmöglich!" rief Axel freudig. „Aber laßt uns jetzt Gustavs Kranz sehen!"

Gustav öffnete zitternd Mariens Hand, und beide hielten einen kleinen grünen Kranz in ihren Händen.

Ich habe gewonnen!" rief Gustav und hielt den Kranz in die Luft, dieser öffnete sich aber in demselben Augenblick und ein Windhauch führte ihn von dannen.

„Halt Dein Glück fest, Gustav!" sagte Axel, als er des Freundes Auge traurig dem Sinnbild folgen sah, als durchbebe eine prophetische Ahnung seine Seele.

„Ha, ha, ha! es ging Herrn Werther auch nicht besser, als mir!" lachte Lemner zufrieden; in demselben Augenblick warf der Wind den federleichten Kranz zurück und gerade an Gustavs Brust, der ihn mit beiden Händen ans Herz drückte.

„Jetzt laßt uns aufbrechen!" rief Axel, welcher jetzt die Heuwagen beladen dastehen sah. „Wir haben jetzt zwischen zwei Wagen zu wählen."

„Auf einem so hoch bepackten Wagen kann Mamsell Marie

nicht fahren," sagte Lemner besorgt. Es muß etwas abgepackt werden!"

„Er wird nicht mehr so hoch sein, wenn wir zu Hause kommen," wendete Gustav lachend ein. „Aber laßt uns eilen! Ich glaube, dieser Wagen hier ist der Beste!"

„Weil er noch etwas höher ist als der andere?" fragte Lemner etwas verletzt. „Aber meine Herren, ich setze Mamsell Mariens Leben und das meinige, von dem das Leben so vieler Anderer abhängt, nicht der Gefahr aus."

„Guter Axel, laß noch ein wenig Heu abnehmen!" bat Marie, welche Lemners Besorgniß zu Herzen nahm.

„Die Zeit läßt es nicht zu, noch Heu abzunehmen, da es jeden Augenblick zu regnen anfangen kann. Sind Sie so verzagt, Herr Lemner? Gustav und ich, wir werden Ihnen beim Aufsteigen behülflich sein."

„Kommen Sie!" rief Marie, welche unbemerkt von der andern Seite oben auf das Heu gestiegen war und von der höchsten Spitze Lemner die Hand hinab reichte.

„Ach, wenn ich doch da oben wäre!" rief Lemner mit betrübter Stimme. „Fahren Sie in Gottes Namen, meine Herrschaften, ich komme nach," setzte er nicht ohne einige Bitterkeit hinzu.

„Topp!" sagte Axel und war mit einem Sprunge oben bei seiner Schwester.

„Nein, Axel," meinte Marie, „dann müssen wir Alle gehen, denn so unhöflich können wir nicht sein."

„Jetzt ist die andere Fuhre schon beinahe zu Hause und

wir werden naß!" sagte der Knecht, welcher die Pferde lenkte, mißvergnügt.

„Nun, ich will versuchen," sagte Lemner endlich, „nota bene mit dem Beistand der Herren." Und mit Hülfe der beiden kräftigen Jünglinge kam er endlich so weit, daß ihm Marie ihre Hände reichen konnte.

Darauf setzten sich Axel und Gustav so, daß sie eine sichere Mauer um unsern ehrbaren Lemner bildeten.

„Du sollst ein tüchtiges Trinkgeld haben, wenn Du uns nicht umwirfst," sagte er zu dem Knecht, welcher so eben mit einem „Hopp!" den Wagen in Bewegung setzte.

„Darauf können Sie sich verlassen, Herr Pultron*)."

Gustav lachte laut auf über diesen Ausdruck und wiederholte ihn zu seinem Vergnügen mehrere Male.

Unterwegs stimmten die beiden Freunde ein heiteres Studentenlied an, während Lemner sich mit beiden Händen an dem Reifen festhielt, mit welchem das Heu festgeschnürt war. Dann und wann behelligte er Marie mit einigen rührenden Worten, die jedoch bei der kleinsten außergewöhnlichen Bewegung des Wagens abgebrochen wurden oder sich in einen ängstlichen Ausruf verwandelten.

Ungeachtet dieses kräftigen Festklammerns war Lemner allmählig so hinabgesunken, daß er endlich in eine Vertiefung des Heues kam. Hier lag er nun, die Füße gen Himmel gestreckt, so daß Marie, welche ihm gegenüber saß, dermaßen

*) „Pultron" anstatt Patron.

auf die Seite gedrängt wurde, daß sie alle Mühe hatte, sich festzuhalten. Vielleicht wäre ihr aber auch dies nicht gelungen, wenn nicht Gustav die Gefahr entdeckt und ihr durch seinen Arm einen sicheren Haltpunkt gegeben hätte.

Vor dem Hofthor stieg man hinab, dieser Act war nicht minder lächerlich, als das Aufsteigen.

„Es ist dies etwas unbequemer als wenn man aus einer Kalesche steigt," sagte der Pfarrer lächelnd, als Lemner endlich wohlbehalten auf die Erde gekommen war.

„Wie freundlich Sie gegen die Jugend waren!" bemerkte Hedda artig.

„Ach, meine gnädigste Frau Pastorin, wenn man nicht älter ist, als ich, so thut man dergleichen auch um seiner selbst willen," antwortete Lemner mit einem sonderbaren Lächeln.

Marie war den ganzen Abend hindurch still und träumerisch, und Gustav, welcher vorgab, an's Einpacken gehen zu wollen, erschien erst bei der Mahlzeit.

„Ich bitte um die Ehre, die Herrschaft recht bald in Lundafors sehen zu können," sagte Lemner beim Abschied; „und dann hoffe ich, ein wenig im Vertrauen mit Mamsell Marie sprechen zu können, woran ich heute gehindert wurde."

Marie hörte es nicht. Sie stand neben Gustav am Fenster und schaute in die hellen Blitze, welche die schwarzen Wolken draußen erhellten. In der Ferne hörte man den Donner rollen.

„Ach ja, wie angemessen wird es uns sein, nach dem

prächtigen Lundafors zu kommen!" antwortete Hedda mit unverstellter Freude, die bereits Marie in Gedanken als Besitzerin des großen Lundafors erblickte.

„Morgen Abend ist Gustav nicht bei uns," sagte Hedda freundlich, als Alle in den Saal gekommen waren, nachdem das letzte: „ergebenster Diener!" Lemners verklungen war.

Niemand antwortete; aber der flammende Blitz spiegelte sich in einem glänzenden Augenpaar.

„Aber, lieber Gustav, Du wirst doch hoffentlich Axels Heimath für Deine eigene ansehen?" fragte endlich der Pfarrer mit väterlicher Zärtlichkeit. „Wenn Hochmuth und Arroganz Deiner Vorgesetzten Dich gleichsam ersticken wollen, so komm zu uns und erhole Dich hier.'"

Gustav drückte stumm die ihm dargereichte Hand, und der Pfarrer fuhr fort: „Ueberdies hoffe ich, daß Du Marie noch weiter in die schöne Bilderwelt einführen wirst, welche Du ihr geöffnet, und hiezu kann Axel Dich vielleicht an Deinen Feiertagen abholen."

Ehe Gustav noch antworten konnte — was ihm vielleicht ohne seine Freude zu verrathen, nicht so leicht gewesen wäre — fiel Hedda ein: „mein lieber Mann, das wird Gustav zu viel Umstände machen, und zudem wird die Herrschaft in Strålvik dies viele Ausfahren auch nicht gern sehen."

„Daß diese Tage für mich Festtage sein werden, brauche ich nicht zu sagen, liebe Tante," antwortete Gustav mit Wärme, „und was das Mißvergnügen der Herrschaft anbetrifft, so bin ich der Lehrer ihrer Kinder und will in solcher

Eigenschaft alle meine Kräfte anstrengen, aber ich bin nicht ihr Gesellschafter, zumal die Majorin mir zu verstehen gab, daß ich mich außer den Unterrichtsstunden mit meinen Schülern gar nicht zu befassen brauche." Diese Worte sagte Gustav mit einem Stolz, der auch seine Wirkung nicht verfehlte.

„Wenn das Gewitter stärker wird, so lasse ich Euch wecken," sagte Hedda zu den beiden jungen Männern und Marie, als sie den Saal verließen. Aber bald darauf lag die Pastorin bereits in tiefem Schlummer, denn der Donner schwieg, die Wolken hatten sich zertheilt, und die erfrischte Natur schlummerte wollüstig unter dem silberklaren Azurhimmel der Julinacht ein. Aber schlummerte Alles ruhig, wie die Pastorin und die Natur? — Marie wenigstens nicht; denn ein Blitzstrahl der Offenbarung hatte die Tiefe ihres Herzens erleuchtet. Die schöne üppige Knospe hatte sich im Laufe des Tages in den warmen Sonnenstrahlen wunderbar entwickelt, und bei Gustavs „gute Nacht," hatte sich auch das zarte duftende Herzblatt endlich entfaltet. Ihr Schmerz und ihre Freude ergoß sich jetzt in einen erleichternden Thränenstrom.

Fünftes Kapitel.

Gustav hatte bereits vierzehn Tage in Strålvik zugebracht, und war dort der Günstling aller geworden — nur nicht der Ihrer Gnaden, wenn gleich er auch dieser, fast ihr unbewußt eine Art von Achtung aufgezwungen hatte, welche die Ueberlegenheit oft auch den Seelen eingiebt, welche diese reich begabten Naturen nicht zu würdigen verstehen. Der Major besaß Urtheilskraft genug, um Gustavs Verdienste als Lehrer einsehen zu können, und ebenso hatte er auch Geschmack genug, in ihm einen interessanten Gesellschafter zu finden.

Der störrische Harald hatte seines Starrsinns wegen manche heiße Stunde aushalten müssen, hatte aber schon nach seinem ersten Versuch, seiner Mutter alle Schulraporte zu bringen, von dieser Gewohnheit abgelassen, da Gustav ihn überzeugt hatte, daß es die größte Dummheit sei, einem Andern die für seine eigenen Vergehen erlittene Strafe zu erzählen. Die gnädige Mutter betrachtete die Sache freilich aus einem andern Gesichtspunkte; aber Gustav wußte seine Grundsätze durchzuführen. Der kleine artige Otto las im Katechismus und schrieb auf der Tafel, und Alma erhielt täglich Unterricht in der deutschen und der französischen Sprache;

denn Gustav, der lange Lehrer im Hause einer französischen Familie gewesen war, besaß in beiden Sprachen die vollkommenste Gewandheit.

Der Unterricht, welchen er Alma gab, hatte auch für ihn ein doppeltes Interesse. Almas Wesen war ihrem Alter nach ungewöhnlich ausgebildet und entwickelt, und doch lag in diesem eine so kindliche Unschuld, eine so herzliche Vertraulichkeit, daß man sie unwillkürlich lieb gewinnen mußte. Gustav fühlte auch bald eine Art brüderlicher Zuneigung für das Mädchen, zudem kam zwischen ihnen so oft das Gespräch auf den Pfarrhof, und in diesem näherten sich ihre Seelen einander immer mehr. Auch Mariens Unterricht in der Malerei wurde fortgesetzt, obgleich die Majorin denselben lächerlich machte, und ihn „Vorwände“ u. s. w. nannte. Alma hatte von dem Major und Gustav in ihrer Bitte unterstützt, jetzt von ihrer Mutter die Erlaubniß erhalten, am Samstag Nachmittag Gustav nach dem Pfarrhofe begleiten und dort auch den Sontag zubringen zu können.

Beide fuhren so zeitig, daß sie Axel, welcher Gustav abzuholen versprochen, zuvorkommen konnten, aber kaum hatten sie ein Viertel des Wegs zurückgelegt, als sie ihm schon begegneten.

Axel war innig erfreut, Alma zu sehen, und überredete sie, den übrigen Theil des Weges mit ihm in seinem Wagen zu fahren.

„Weßhalb hältst Du still?“ rief Gustav bald darauf dem vor ihm fahrenden Axel zu.

„Um die schöne Aussicht zu betrachten," antwortete Axel, in das Thal hinabblickend.

„Du hast sie ja schon so oft gesehen!"

„Aber noch nie so schön wie heute," antwortete Axel, lächelnd, da er drunten Marie erblickte, welche sich unter einer Hängebirke gelagert. Sein Auge hatte sie gesucht, da Marie ihn bis zu dem sogenannten Flußthale begleitet hatte, um dort in der Natur und den Werken ihres Lieblingdichters zu schwelgen.

Marie hatte das Rollen des Wagens nicht gehört, selbst Gustavs Stimme hatte sie nicht vernommen. Jetzt aber gewahrte sie ihre Freunde droben.

Gustav war glücklich wie ein Gott. Die Ueberraschung, das Poetische in Mariens Erscheinung, als sie aus dem kleinen Hölzchen trat, machte sie ihm gleichsam zu einer Geistererscheinung; bald darauf aber saß diese Erscheinung schon an seiner Seite im Wagen.

Im Pfarrhofe herrschte große Freude, als Alma eintrat.

„Wie freundlich Sie sind, Fräulein Alma, daß sie zu uns kommen — und Ihre gnädige Frau Mutter, die Ihnen die Erlaubniß gab!" rief Hedda, welche Alma sehr liebte und sie daher gerne bei sich sah. Vielleicht aber hatte diese Freude auch noch einen besondern Grund. Sie liebte seit lange die Vornehmen nicht sonderlich, obgleich sie zu stolz war, um sich an dieselben zu kehren, so fühlte sie sich doch vielleicht durch ein freundliches Begegnen von deren Seite etwas geschmeichelt; zudem war es ja auch von Gewicht, wenn sie

zu den übrigen Frauen im Dorfe sagen konnte: „Fräulein Liljenstedt war einige Tage hindurch bei uns," und das that dem Herzen der Pastorin Sylvén äußerst wohl.

Axel und Alma scherzten, waren ausgelassen und sprachen wenig vernünftiges Zeug, während Gustav und Marie in ihrem Atelier mit der Malerei beschäftigt waren, und Marie einen eben auf der Leinwand vollendeten Liebesgott die Binde vor die Augen malte.

„Ach!" rief Marie freudig aus, „jetzt ist er fertig zum Fluge. Ich werde ihm die Flügel binden oder beschneiden, damit er mir nicht davon fliegt."

„Thu das nicht, Marie!" antwortete Gustav scherzend. Freiheit ist das Element der Liebe. Die gebundenen Flügel schütteln ihre Kette, während die freien sie küssen. Du, Marie, würdest ihn weder fangen, noch frei fortjagen können, zumal durch Deinen Blick gefesselt, würde er bei Dir bleiben und sollte er auch als ein zertretenes Opfer verbluten."

Marie wollte ihm mit Scherzworten antworten, aber Gustavs Stimme hatte das Innerste ihrer Seele erschüttert.

„Wäre dies so, Gustav," antwortete sie mit zitternder Stimme, „so würde er nicht a l l e i n das Opfer sein — ich wäre vielleicht das Opfer, er die Flamme, oder wir Beide auch würden von einer Flamme verzehrt werden."

„Marie!" seufzte Gustav mit dem Entzücken eines Liebenden bei Nennung eines so theuren Namen. Kaum war aber dieser Name verklungen, als eine schneeweiße Taube durch das offene Fenster hereinstürzte und auf Mariens Schul=

ter niederfiel, um dort Schutz gegen den raubgierigen Habicht zu suchen, der sie bis zum Fenster verfolgt hatte.

Die Taube war so aufgescheucht, daß sie, obgleich sie sonst gewohnt war, von Mariens Schulter das Futter aus ihrer Hand zu nehmen, diesen Platz sogleich wieder verließ, und ängstlich im Zimmer umher kroch.

„War dies eine Warnung!" dachte Gustav. „O, ich will ihr folgen, und sollte es auch das Leben kosten!"

Am folgenden Tage waren mehrere Bewohner des Kirchspiels im Pfarrhofe versammelt, und unter diesen auch Lemner, der jetzt hier ein täglicher Gast war. Bis jetzt war sowohl das erwähnte mächtige Gespräch mit Marie, als auch das Festmahl in Lundafors ausgeblieben, vielleicht sollte das Erstere aber bis zu dem Letzteren aufgeschoben werden, welches — wie er im Vertrauen zu der Pastorin gesagt hatte — am zwanzigsten August, dem Geburtstag Mariens gefeiert werden sollte.

Lemner hatte heute Marie eine Menge hübscher Kupferstiche mitgebracht. „Werden Sie nur nicht zu sensible, Mamsell Marie, wenn Sie diese Bilder betrachten," sagte er, als er ihr dieselben überreichte; „denn dies ist der einzige kleine Fehler, welchen ich an Ihren Vollkommenheiten bemerkt habe, und der einzige Fall, in welchem wir nicht übereinstimmen."

Mama meinte, Lemmer habe Recht, und rieth Marie, diese Warnung zu beherzigen. Zur größten Freude für Marie, sah sie jetzt, daß sich die ganze Jugend auf dem Hofe paarweise aufgestellt hatte, um das Spiel: „Das letzte Paar

herbei!" zu beginnen. Marie nur fehlte noch, und alle riefen sie herzu.

„Dort kann er nicht mitspielen," dachte Marie und eilte froh, ihn los zu werden, davon. Sie stellte sich an die Spitze der Spielenden. Kaum aber hatte sie die Worte: „Das letzte Paar herbei!" ausgesprochen, als Lemner, der von ihr ungesehen hinter sie geschlichen war, seine mit Ringen überladene schwere Hand auf ihre Schulter legte und triumphirend rief: „Ich habe Sie, ergebenster Diener!"

Gustav, welcher herbeigelaufen kam und also gehofft hatte, mit Marie zusammen zu kommen, bestritt Lemner sein sich selbst angemaßtes Recht, dieser aber vertheidigte mit dem Sprichwort: „Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst!"

„Wenn aber Herr Lemner die Güte haben will, sich mit Marie in die Reihe zu stellen, so wirst Du wohl nachgeben, Gustav!" sagte Hedda, eilig herbeispringend.

Gustav biß sich in die Lippe und fügte sich.

„Es scheint wirklich ganz so, als mache Herr Lemner Marie die Cour," sagte die Majorin, welche mit Hedda und den andern Damen dem Spiel zusah.

„Nun, die Cour gerade nicht," antwortete Hedda, ihre Freude verbergend.

„Es ist wirklich mein voller Ernst. Binnen Kurzem wird sie wohl Eigenthümerin des prächtigen Lundafors sein."

„Es ist ja doch nicht ausgemacht, daß er Marie heira-

then will, weil er mit Marie im Spiel ein Paar bilden will; ich weiß auch nicht einmal, ob Marie ihn haben will."

„Aber, mein Gott — eine solche Partie würde jedes Mädchen annehmen, und hätte es noch weit größere Prätensionen als wir uns auf dem Lande für unsere Töchter machen können."

„Erlauben Sie mir den Einwand," antwortete die Pastorin, welche die hochtretenden und zugleich demüthigenden Gedanken der Majorin durchschaute, „daß selbst das simpelste Landmädchen das Recht hat, sich einen Mann wählen zu können, mit welchem sie übereinstimmt, mit dem sie glücklich zu werden glaubt, wenn er ihr auch weder Güter noch Reichthümer zu bieten hat."

Sonderbares Menschenherz! Nicht Mariens Widerwillen, nicht die Vorstellungen des Pfarrers hätten in dieser Angelegenheit auf Hedda wirken können — und jetzt erweckte der Stolz der Majorin, an welchem sie sich rächen wollte, in ihr die Sprache der Vernunft, jetzt — bei dieser Gelegenheit erst wußte sie Mariens Herz zu verstehen.

„Aber, liebe Frau Pastorin, Sie müssen doch zugeben, daß wenn man wie wir, mehr als die Morgenstunde des Lebens gesehen hat, man nicht viel auf die Begriffe gibt, welche sich ein junges Mädchen von der Glückseligkeit macht, die sich gewöhnlich nur nach dem Roman bilden, welcher dem kleinen Herzen am besten gefallen hat. Ach, ich kann mich nicht der Ansicht entschlagen, daß dies eine sehr gute Partie für Mamsell Marie wäre!"

Jetzt hatte die Majorin ganz in Hedda's Geschmack gesprochen, und also die alte Sünde wieder gut gemacht. „Es ist dies im Grunde auch meine Ansicht," antwortete sie, ihren alten Ton wieder annehmend, „und sollte sich Lemner wirklich um sie bewerben, so hoffe ich, daß Marie vernünftig sein wird."

„Lassen Sie nur keine jungen Leute ihr Gehirn verdrehen; denn es ist eine sonderbare Idee von unsern jungen Mädchen, daß sie diese gewöhnlich den Männern von Ansehen vorziehen," fiel die Majorin ein. „Es muß wirklich etwas unwiderstehliches in den Redensarten der Studenten liegen," setzte sie ironisch hinzu, indem sie einen bitterbösen Blick auf Alma und Axel warf, welche, ungeachtet aller Versuche der übrigen Spielenden noch nicht von einander getrennt werden konnten.

„Jetzt war Hedda wieder doppelt verletzt. Sie selbst fürchtete sehr, daß Gustav den größten Eindruck auf Mariens Herz gemacht habe; und hätte die Majorin sich der spöttischen Worte: „junge Leute und Redensarten der Studenten," nicht bedient, so würde sie ihr sicherlich beigepflichtet haben.

„Daß sich die Jungen bei den Jungen am wohlsten befinden, ist ganz natürlich, so war es in unserer und in aller anderer Leute Jugend," sagte Hedda mit Würde. „Marie aber ist bis jetzt so wenig mit jungen Leuten zusammen gewesen, daß dies noch nicht nachtheilig auf sie hat wirken können."

„Aber Herr Werther ist doch wahrhaftig mit seiner hüb-

schen Figur, seinen Talenten und seiner sichtbaren großen Neigung ein sehr gefährlicher Jüngling."

„Darin liegt durchaus nichts Gefährliches, sie leben hier wie Geschwister, das ist Alles, antwortete Hedda ruhig und überzeugend, obgleich ihr Herz vor Verdruß und Unmuth brechen wollte.

Gustav hatte sich, als man ihn so ungerecht aus dem Spiele verdrängte auf eine Bank gesetzt, wo ihn ein Baumstamm fast versteckte, und da die alten Damen sich bald darauf auf eine Bank vor ihn placirt hatten, ohne ihn zu bemerken, so hatte er jedes Wort in ihrem Gespräch gehört. O, welche Gefühle, welche Gedanken, hatte dies in seiner Seele rege gemacht! Immer tiefer faßte jetzt der Vorsatz, bis zum Aeußersten seine Neigung für Marie zu bekämpfen, in seiner Seele Platz. — „Aber soll sie Lemner gehören? —" Hier stockte sein Gedankengang, aber sein Herz, seine Pulse schlugen heftig.

Unser ehrbarer Lemner, der unaufhörlich von einem Paar zum andern hatte wandern müssen, und den Kummer, nicht mehr bei Marie stehen zu können mit schwerem Herzen trug, rief jetzt, im Gesichte roth wie eine Pfingstrose, und athemlos nach Gustav.

Dieser kam herbei.

„Es ist kein Spaß, fortwährend vergebens laufen zu müssen," hustete er, „jetzt müssen sie es einmal versuchen: ich mag nicht mehr Wittwer sein!"

„Nun, wenn man es bis über die Sonnenhöhe seines

Lebens hinaus gewesen ist, so sollte man sich doch schon ziemlich daran gewöhnt haben," sagte Gustav ungewöhnlich herbe.

„Willkommen bei uns, ruhen Sie jetzt ein wenig aus, Herr Lemner, nachdem Sie sich die Mühe genommen, die Jugend zu belustigen!" rief Hedda aufstehend, als sie Lemner auf sich zukommen sah, und bot ihm ihren Platz an.

„Ein gebrochenes: „Ergebenster Diener!" war die ganze mühsame Antwort.

„Ach, es ist doch wirklich Sünde, daß Sie sich so angestrengt haben, Herr Lemner!" seufzte Hedda.

„Wer sich gern unter die Wölfe giebt, muß mit ihnen heulen," sagte Frau Rinman, erfreut, sich durch diese beißende Bemerkung an Lemner dafür rächen zu können, daß er sie nie zu seinen Festlichkeiten eingeladen hatte.

„Ich bitte Sie, Herr Lemner, setzen Sie sich — setzen Sie sich doch!" wiederholte Hedda bittend.

Lemner folgte der wiederholten Einladung; das dünne Bret der Bank bog sich fast zur Erde, und die Frauen schrieen in choro vor Schreck auf, als Lemner sich niederließ.

„Jetzt scheint es mir, als wären alle Mitspielenden befriedigt," sagte die Majorin, wieder beruhigt, als sie mit einem ganz eignen Lächeln gewahrte, daß auch Gustav und Marie, ein Paar bildeten.

„Weßhalb, gnädige Frau, weßhalb glauben sie das?" fragte Lemner heftig. „Es scheint mir vielmehr, als paßte dieß Paar nicht so gut zusammen; denn der junge Herr da

hat etwas so Stolzes und Tapferes in seinem Wesen, was für Marie nicht gut paßt."

Das Tapfere ist des Schönen werth," wendete die Majorin lächelnd ein.

„Hm, hm!" pruhstete Lemner und trocknete sich den Schweiß von seinem glührothen Gesicht.

Die Majorin hatte ihren Wunsch erreicht; sie hatte in Lemner Argwohn gegen Gustav erregt, den sie nicht leiden konnte, eben wegen des Edlen und Erhabenen in seinem Wesen was sie selbst ihm nicht einmal abstreiten konnte.

Jetzt kam die Reihe im Spiel wieder an Gustav und Marie, ein junger Magister suchte Mariens habhaft zu werden, denn auch er schien in sie verliebt zu sein. Jetzt entstand der heftigste Streit, welchen man je in einem solchen Spiele gesehen haben konnte. Marie war durch ihre Geschmeidigkeit, und die unglaubliche Geschwindigkeit ihrer Wendungen, dem ebenfalls schnellen Magister entwischt, der stets wie ein finsterer Geist zwischen Gustav und ihr stand.

„Nicht so heftig, Marie, — um Gotteswillen nicht so heftig!" rief der Vater, welcher jetzt mit den älteren Herren von einem Spaziergange in die Saatfelder zurückkam.

„Ja, sie wird sich noch ein Bein brechen, sie hat große Ursache, da so zu laufen," fiel die Mutter verächtlich ein, „sie hat ohnehin eine so schwache Brust." — Kaum hatte die Mutter ausgesprochen, als Marie, die jetzt kaum noch Athem holen konnte, nahe daran war, von dem Magister eingeholt zu sein, Gustav aber, von Natur aus schon gewandt und jetzt,

Bayerische Staatsbibliothek München

noch dazu von Liebe entflammt, kam seinem Rivalen durch einen kühnen Sprung über dessen Kopf zuvor, und Marie sank in seine Arme.

Das Spiel war zu Ende, und Marie saß marmorbleich und zitternd, von der ganzen Gesellschaft umringt, auf einer Bank.

„Gott im Himmel, sie stirbt — mein Kind, meine Marie! — Und das nur wegen dieser Thorheiten!" jammerte die Mutter unter heißen Thränen.

Der Vater, an dessen Brust Marie ruhte, kämpfte einen schweren, harten Kampf; aber er wußte sich männlich zu fassen und tröstete mit Ruhe und Sanftmuth seine aufgeregte Gattin, während er leise Mariens Stirn strich. Axel war an der Seite seiner Schwester hingesunken und klare Thränen rannen über die frische jugendliche Wange. Gustav, der arme Gustav, welcher sich als Ursache des Schmerzes seiner Marie und der Ihrigen anklagen mußte — er litt in diesem Augenblick sicherlich mehr, als Vater, Mutter und Bruder. Er stand an einen Baumstam gelehnt da, ohne den Blick aufzuschlagen, und schien für nichts um sich her Aufmerksamkeit zu haben.

„Marie wird sich bald wieder erholen, guter Herr Werther!" flüsterte ihm die liebevolle Alma zu, und legte freundlich die Hand auf Gustavs Schulter.

Gustav blickte auf; — aber dieser Blick! Wie bebte Almas junges unerfahrenes Herz vor diesem Blick!

Bayerische Staatsbibliothek München

Alma hatte wahr gesprochen, Marie athmete wieder leichter und erhob jetzt den matten, sanften Blick.

Es wäre vergebens, die Freude schildern zu wollen, welche bei Mariens Erholung sich über die ganze Gesellschaft verbreitete. Die Mutter jubelte vor Entzücken und Axel war überglücklich. Auch der Vater war froh, obgleich ruhig in seiner Freude wie er es im Schmerz gewesen war. Alma klatschte sich vor Freude in die Hände und Lemner, welcher während der ganzen Zeit Alles gethan hatte, um Hedda Trost einzusprechen, bestürmte jetzt Marie mit allerlei Artigkeiten.

Marie erblickte Gustav, welcher jetzt seinen Baumstamm verlassen hatte, aber doch noch nicht den Muth hatte, zu ihr zu gehen, auch sie wagte es nicht, sich im zu nähern.

„Sei wieder heiter, Gustav," sagte der Pfarrer freundlich zu ihm, „Marie hat sich jetzt völlig wieder erholt!"

„Ich sehe es zu meiner unaussprechlichen Freude," antwortete Gustav mit Wärme, „aber ich werde mich nie trösten können, durch meine Unbedachtsamkeit die Ursache eines so großen Kummers gewesen zu sein," setzte er traurig hinzu.

„Dasselbe würde ich gesagt haben, wenn ich dies gewesen wäre; aber ich war zu vorsichtig, um die schöne Taube so zu jagen," sagte Lemner triumphirend.

Gustav näherte sich Marie. „Kannst Du mir verzeihen, Marie?" fragte er mit zärtlichem, aber traurigem Blick.

„O, sprich nicht so, Gustav!" antwortete Marie liebevoll; „es war mein, nur m e i n Fehler; ich wollte nicht den heftigen Schlägen meines Herzens gehorchen, und wenn Du

nicht gerade in demselben Augenblick gekommen wärst, so würde ich zur Erde gesunken sein — also meinen Dank dafür Gustav!"

Allmählig gewann die Gesellschaft ihre frohe Stimmung wieder, Marie fühlte zwar noch eine fortdauernde Mattigkeit und einen Druck auf der Brust, aber ihre Freude führte doch selbst den klarsten Blick irre. Gustavs und des Vaters Auge ruhte indeß mit Unruhe auf ihr. Axel sah den Schmerz seines Freundes, fand ihn übertrieben, aber ehrte ihn doch und versprach Gustav bei seinem Abschiede, ihm am nächsten Abend sichere Nachricht von Mariens Gesundheitszustande zu bringen.

Axel hielt auch Wort, und wer malt Gustavs und Almas Freude, als sie am andern Abend von dem kleinen Waldhügel aus, wohin sie gegangen waren, um zu botanisiren, im Grunde aber nur um dem ersehnten Axel entgegen zu eilen, diesen auf seinem dunkelbraunen Pferde, welches sich stolz unter dem schlanken Jüngling bäumte, heranfliegen sahen.

Trotz aller Ermahnungen der Mutter, vornehm, das heißt langsam über Felder und Hecken zu gehen, legte Alma doch ihre natürliche Lebendigkeit nicht ab, und stand mit Gustav zugleich auf der andern Seite der Verschanzung. Zwar riß sie sich hier und da ein Loch in das Kleid, aber das hatte nichts zu bedeuten, und wenn sie auch zu Hause Scheltworte hören mußte — sie konnte ja doch Axel sehen, und hören, wie sich Marie befand. Marie aber befand sich

vollkommtn wohl und hatte Grüße und Blumensträuße an ihre Freunde mitgeschickt.

„Nein, Gustav, diesen Strauß hier hat Marie gebunden, dieser ist Dein," sagte Axel, die Blumensträuße wechselnd, und reichte Alma den andern.

„Hat Marie den meinigen nicht gebunden?" fragte Alma niedergeschlagen.

„Willst Du denn die Blumen nicht haben, wenn ich sie gepflückt und gebunden habe?"

„O ja, das ist mir eben so lieb!" rief Alma und zog mit langen Zügen den Duft der Blumen ein; darauf eilte sie, sich des weinenden Otto anzunehmen, der sich wieder mit Harald entzweit hatte.

Sechstes Kapitel.

Der zwanzigste August war gekommen, die Natur aber zeigte sich heute nicht in dem sonnenhellen Lächeln, mit welchem sie Mariens achtzehnten Geburtstag hätte feiern müssen, Die Sonne hatte sich hinter den halbdunklen Wolken versteckt, durch welche sie ihre mystischen Blicke warf, wie die Braut durch den verrätherischen Brautschleier. Die Winde ruhten

räumend in den Rosenhecken und die ganze Natur glich mit ihrer sanften Wemuth, ihrem milden Frieden einem stillen thränenreichen Gebet, welches sich durch die lautlose Sprache des Gefühls zu dem Herzen des Allvaters schleicht.

Als Marie erwachte, stand Axel an ihrem Bette. Er hatte schon einige Minuten lang da gestanden und mit brüderlicher Zärtlichkeit die süßen Schwesterzüge betrachtet, welche ihm während des Schlafes so engelmilde erschienen.

„Axel!" rief Marie, als sie die Augen aufschlug und drückte liebevoll die Hand des Bruders, ein warmer Kuß war die Erwiderung.

„Mit diesem Kuß bringe ich Dir zugleich Gustavs Grüße sagte Axel endlich.

Marie antwortete nicht, aber eine Thräne perlte in ihrem Auge.

„Wann trafst Du Gustav?" flüsterte sie endlich.

„Er war heute schon hier."

„War?" wiederholte Marie seufzend.

„Und ist noch hier," setzte Axel hinzu.

„Warum sagtest Du denn das nicht sogleich?

„Mich dünkt, Du müßtest das fühlen, daß Gustavs poetischer Blumenduft Dich umschwebte," antwortete Axel.

„Scherze jetzt nicht, Axel!" bat Marie. „Jetzt will ich danken und beten."

„Und ein wenig weinen," setzte Axel hinzu; „aber Du mußt lieber lachen, denn das steht Dir so schön."

„Ach, Du hast mir schon ein schönes Blumenglas ge-

bracht!“ rief Marie freudig, als sie gewahrte, wie eine schlanke Lilie ihr Haupt zu ihr herüber bog. „Sag', Axel, hast Du mir die Blume geschenkt? Warst Du es? Ja, gewiß!“

„Nein, Marie; aber ein Anderer war es, der Dich eben so lieb hat, wie ich, und der weiß, daß Du die Lilien liebst. — Aber sieh hier, auf jenem kleinen Altar haben wir Alle Dir ein kleines Opfer hingelegt!“ Mit diesen Worten schob er einen kleinen weiß drapirten Tisch hervor, der von einem kleinen Vergißmeinnichtkranz umwunden war.

„Aber dies ist gewiß von Dir, Axel! Wie danke ich Dir! Meine Lieblingsblumen — mein Lieblingsdichter!“ Dabei öffnete sie die auf dem Tische liegenden Werke des Stagnelius.

Axel schob zugleich ein kleines Kästchen hervor. Marie öffnete es. „Von Mutter!“ sagte sie lächelnd. „Die gute Mutter — sie hörte damals, daß ich Alma's Broche so schön fand. — Ach, noch ein Kästchen! — Die schöne Kette! Ich habe sie schon gesehen. — Jetzt begreife ich, weßhalb Alma anfing, zu weinen, als ich sie bei dieser Arbeit überraschte.“

„Kannst Du auch errathen, wer Dir diese gegeben hat?“ fragte Axel, indem er Wallin's religiöse Reden in Mariens Hand legte.

„Ach ja,“ antwortete Marie tief bewegt; „der gute Vater!“

Flötentöne drangen jetzt von Ferne in's Zimmer. „Diese

Töne, Marie," sagte Axel, „sollen die Feier des heutigen Tages eröffnen. Ich werde gehen, aber das Fenster auflassen, damit Du die Töne und die milde Sommerluft genießen kannst. Heute Morgen brauchst Du es mit Deiner Kleidung nicht so genau zu nehmen, desto schöner aber muß Deine Toilette in Leudafors sein." — Nachdem er noch einen Kuß auf Mariens Stirn gedrückt hatte, verließ er das Zimmer.

Marie erhob sich jetzt vom Bette; aber so schnell sie auch gern ihre Toilette gemacht hätte, so konnte sich doch ihr Auge nicht von den schneeweißen Blättern der Lilie trennen. Die Toilette ging daher nicht so rasch, und würde noch langsamer gegangen sein, wenn Axel sie nicht durch das Fenster gerufen und ihr gesagt hätte, daß ihre Eltern mit dem Caffee auf sie warteten.

Bald darauf begleitete Axel sie nach dem Garten, wo der Caffeetisch arrangirt war.

Am Eingange einer kleinen hübschen Jasminlaube sank Marie in die Arme des Vaters.

„Gott segne Dich, mein gutes, geliebtes Kind!" waren die einzigen Worte des ehrbaren Pfarrers.

„Mein gutes, achtzehnjähriges Mädchen!" rief die Mutter und verließ den Caffeetisch, um die geliebte Tochter an das Herz zu drücken. „Gott gebe Dir Gesundheit und viel, viel frohe, sorgenlose Tage," setzte sie schluchzend hinzu, „und lasse Dich nie so weit von uns ziehen, daß wir Dich nicht an allen Deinen Geburtstagen umarmen könnten!"

Im Hintergrunde der Laube stand eine hohe Gestalt; sie ging Marie entgegen und erfaßte bittend ihre Hand.

Jetzt wurde Caffee herumgereicht und Marie dankte ihren Eltern für die theuren Geschenke. Der Vater lächelte freundlich und die Mutter fragte, ob sie die Broche leiden möge, und ob sie wohl bemerkt habe, daß dieselbe weit größer sei, als Alma's. Marie wollte auch Gustav ihren Dank sagen, aber das war ihr nicht möglich; eine innere Stimme hielt sie davon ab.

Die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft; Axel scherzte viel über die Zurüstungen Lemners für Marie, und erzählte, daß er sich unter diesen Ehrenpforten, Liebesgötter, Verse u. s. w. vorstelle. Die Mama aber brachte durch einen bitterbösen Blick und eine eifrige Vertheidigung der Anordnungen Lemners die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand; Marie ihrestheils versicherte, daß, wie groß auch die Festlichkeit zu Leudafors sein möge, der Morgen doch das Fest des Tages sei.

Die Eltern gingen jetzt in's Haus, und Axel, nachdem er die Gewißheit gewonnen, daß Marie heute nicht im Webestuhl zu arbeiten brauche, schlug Gustav eine kleine Promenade in das Flußthal vor.

„Ich werde Dir die Handschuhe und den Sonnenschirm holen," rief Axel seiner Schwester fröhlich zu, und verließ die Laube. Es wurde jetzt still in derselben. —

„Jetzt will ich ihm für die Blume danken," dachte Ma-

rie; aber wieder hielt sie ein gewisses Etwas von diesem Vorsatz zurück.

„Wie still und schön heute Alles in der Natur ist," begann Gustav endlich.

„Aber flüstert eben dies Schweigen in der Natur nicht eine schöne, süße Sprache?" fragte Marie. Hebt sich nicht die Brust in seliger Ahnung?"

„Ziehst Du die mystische Ahnung dem klaren Bewußtsein vor, Marie?" fragte Gustav und blickte tief in ihr reines blaues Auge.

„Ja, Gustav, denn die Wirklichkeit ist oft so arm und die Ahnung so reich, daß ich fürchte, die Wirklichkeit könne meine Freude zernichten, wenn ich aus meinen Träumen erwache."

„Was träumst Du denn, Marie?" fragte Gustav zitternd.

„Daß das Leben schön ist, die Menscheu gut sind, und daß das Herz eine Unendlichkeit von Liebe und Treue in sich trägt," antwortete Marie mit unschuldsvoller Wärme.

„Glaubst Du denn, daß das Herz im Schweigen warm und treu schlagen kann?" fragte Gustav, ohne den Blick zu erheben.

Eine ganze Morgenröthe glühte auf Mariens Wange. Axels Dazwischenkunft erlöste sie von einer Antwort auf Gustavs Frage.

Unser junges Trio hatte bereits die Gartenhecke hinter

sich, als ein: „Wartet, ich komme mit Euch!" als störender Mißklang ihre schöne Harmonie auflöste.

„Gehst Du mit uns, Mutter?" fragte Marie verwundert.

„Zur Erhöhung des Festes, wie Du siehst, liebe Schwester," antwortete Axel, nicht minder überrascht; denn die Pastorin haßte außer dünnen Geweben und naseweisen Mädchen, nichts so sehr, wie die Promenaden.

„Ich kenne nichts Dümmeres und Jämmerlicheres, als zu gehen, wenn man nichts zu holen hat," pflegte sie stets zu sagen. Ein heiterer Tag erfreute auch sie, denn er harmonirte mit ihrer frohen und frischen Laune; aber diese süße, unaussprechliche Sehnsucht, aus der herrlichen Lebensquelle der Natur zu trinken, diese kannte sie nicht. Das Haus wurde ihr nie zu eng, nie zu dunkel, weder in der jubelnden Morgenstunde, noch in dem seufzenden Abenddunkel. Der Pfarrer, welcher mit der Freude eines Jünglings die grünende Natur, die Sonne, die Blumen bewunderte, hätte so gern diese Freude mit seiner Hedda theilen mögen, aber hierin bat er stets vergebens.

„Ach," sagte er oft, „wenn Du mich doch jetzt begleiten wolltest, wie einst in früheren Tagen in dem Park von Strömshälla; damals brauchte ich Dich nicht so sehr darum zu bitten."

„Ja, damals war es auch ganz anders, lieber Sylvén," antwortete Hedda dann; „denn damals hatte ich keine Freude im Hause und athmete nie recht frei darin, und deßhalb kannte ich nichts Angenehmeres, als mit Dir auszugehen; aber das

geschah nicht der Natur wegen, sondern weil ich dann Dich und die Freiheit hatte, nicht draußen, wie im Hause, zu flüstern und mich nicht vor lauschenden Ohren oder neugierigen Blicken zu fürchten brauchte. Jetzt aber — weßhalb soll ich jetzt ausgehen, wenn mir Niemand zu befehlen hat, wenn ich in meinem eigenen Hause bin und Dich sehen kann, so oft, und so viel ich will? Nein, geh' Du nur," fuhr sie fort, „und während Du an Deinen Vögeln und Blumen Deine Freude hast, werde ich mich bei meinen Kälbern und Kühen entschädigen." — Wie aber, um Gotteswillen, überkam heute selbst am Vormittag Hedda die Lust zum Promeniren?

Wer Hedda's Blick während des Spazierganges und wie sich die kleine Gesellschaft unter den Birken lagerte, gesehen hätte, der würde die Ursache geahnt haben, und wer ihre Gedanken hätte an jenem Abend lesen können, wo sie sich mit der Majorin auf dem Schaukelbret unterhielt, der würde sie ganz verstanden haben.

Marie hatte ihre völlige Toilette zu dem großen Feste beendigt. Ihre Kleidung war schön und einfach, wie die einer Thalblume. Ein weißes Mousselinekleid umschloß vertraulich die holde Gestalt. Ueber dem weißen Halse schwebte ein leichter, himmelblauer und durchsichtiger Shawl gleich einem Frühlingswölkchen, und verdeckte zur Hälfte die Broche der Mama und Alma's Kette, und unter den reichen Locken versteckte sich ein frisches mit Blättern umkränztes Röschen.

Der Mutter Wille war es gewesen, Marie solle ein schöneres, farbiges Kleid anlegen; aber Marie hatte gebeten, ein

weißes wählen zu dürfen, und ihre Bitte hatte endlich Gehör gefunden. Gustav hatte ja einmal gesagt, daß er sie am Liebsten in einem weißen Kleide sehe.

Die Wagen waren noch nicht vorgefahren; Marie konnte also noch einige Augenblicke der theuren Lilie widmen, diesem Spiegel von Gustavs Seele, wie sie die Blume nannte, obgleich diese ein noch treueres Bild ihrer eigenen Seele war.

Das Antlitz über die duftenden Silberblätter geneigt und in Träume versunken, stand Marie da, als Gustav hereintrat, um sie um ein Muster für Alma zu bitten, was zu thun er bisher vergessen hatte.

Gustav stand unbeweglich in der Thür still; er wagte kaum, zu athmen, aus Furcht, sich zu verrathen.

„Aber wenn er mich liebt, warum sagt er es nicht?" sagte Marie laut zu sich selbst und setzte ihren stummen Monolog fort. „Ich begreife dies nicht, wenn ich doch so gern an sein Herz sinken und ihm sagen möchte, wie ich ihn liebe. Er fragte mich, ob ich glaubte, daß das Herz selbst im Schweigen warm und treu schlagen könne! Ich hätte ihm antworten mögen: Nicht so warm, wie das meinige, denn dann muß es *sprechen*! — — Er gab mir dies Sinnbild des Friedens," fuhr sie nach einigen Augenblicken fort; „aber lieben und schweigen, das ist kein Frieden. — O, vielleicht liebt er eine Andere! Eine andere Liebe — gibt es mehr, als *eine*?" Sie seufzte, ihr Inneres war in Aufregung.

Einen schwereren Kampf hatte Gustav nie gekämpft; Wenige aber auch sind siegreich aus einem solchen Kampfe her-

vorgegangen. Von Mariens Herz dies schöne Bekenntniß der Liebe zu hören und nicht ihre Kniee umfassen, zu ihren Füßen hinstürzen zu dürfen, o, das kostete einen heißen Kampf. Aber er siegte über sein Verlangen, während die Leidenschaft in ihm raste.

Leise schloß er die Thür wieder. Als er in das Zimmer trat, welches er mit Axel theilte, war dieser ausgegangen. Jetzt bereute er seine Zurückhaltung. „Ich hätte doch an ihrem Herzen ruhen können!" rief er aus. Fast wäre er wieder umgekehrt, aber noch einmal überwand er sich und einige Minuten darauf saß er neben Axel auf dem Kutschersitz. Aber Mariens Antlitz kehrte sich heute nicht, wie am Johannistage, als sie nach Strålvik fuhren, unaufhörlich zu Axel. Sie saß schweigend und still, und Mama wiederholte oft und warnend ihre kleinen Befehle für den heutigen Tag, unter welchen Freundlichkeit und Artigkeit gegen den guten zuvorkommenden Wirth die Haupsache waren.

Siebentes Kapitel.

„Also ist meine Prophezeihung doch wahr!" rief Axel laut auflachend, als er von fern in der schnurgeraden Allee einen grünen Bogen, — eine Ehrenpforte, — erblickte. —

„Hi, wie artig!“ sagte Hedda, sich weit zum Wagen hinaus beugend.

„Blick' doch auch einmal hinaus, Marie, so wirst Du einen Bachus in einem Blumenrahmen sehen!“ rief Axel wieder, als sie dem prächtigen Leudafors nahe gekommen waren.

Marie blickte unwillkührlich hinaus, um Axels Entdekkung zu sehen, und begann ebenfalls laut zu lachen, als sie Lemner auf der hohen Treppe und unter der Ehrenpforte stehen sah, von welcher er ganz eingefaßt zu sein schien.

„Marie,“ sagte die Mutter böse, „ich bitte mir aus, daß Du heute nicht zum zweiten Male lachst!“

„Das ist ein harter Befehl, liebe Hedda; Du widerrufst dadurch Deine vorhin gegebenen Ermahnungen,“ sagte der Pfarrer lächelnd. In demselben Augenblick jubelte unsern Freunden ein „Ergebenster Diener!“ entgegen.

„Marie, denk' an meine Worte!“ ermahnte noch einmal die Mama mit strenger Stimme, welche letztere sich aber gleich darauf schon in das süßeste: „Ergebenste Dienerin!“ verwandelte.

Der glückliche Wirth führte jetzt die Mutter an dem einen, die Tochter an dem andern Arm die breite Steintreppe hinauf in die große Hausflur, wo Mägde und Bediente mit einander wetteiferten, ihrer zukünftigen Hausherrin und der Schwiegermutter ihres so herzensguten Herrn alle mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen.

„Mamselle Marie, ich habe die Ehre! Ergebenster Die-

ner, ich habe die Ehre!" wiederholte Lemner ganz glücklich, und sich fortwährend verbeugend, und küßte Mariens Hände. „Vielleicht werde ich hernach die Ehre haben können, auf eine artigere Weise gratuliren zu können!" fügte er hinzu und öffnete selbst die Saalthür.

Mehre bereits angelangte Gäste hatten hier ihren Platz nach Rang und Stand eingenommen.

„Die Königin des Tages, meine Herrschaften! die Königin des Tages!" rief Lemner beim Eintritt, zeigte auf die erröthende Marie und verbeugte sich abermals tief. Und jetzt erschallte es von allen Seiten: „Ergebenster Diener, die schöne Königin des Tages!" — „Ich habe die Ehre, Fräulein Sylvén!" — „Ach, Fräulein Marie, ist heute also Ihr Geburtstag? —" — „Der sechszehnte, nicht wahr?" — „Ei, wirklich schon der achtzehnte?" — „Liebe Marie, jetzt wirst Du auch alt werden! Ach, ich erinnere mich noch der Zeit, wo ich achtzehn Jahr alt war! Warte nur, bis Du zwanzig Jahre hinter Dir hast, dann geht es rasch vorwärts, glaube mir, so rasch, wie die Tage jetzt im Herbste abnehmen!" u. s. w. u. s. w.

„Mamselle Marie, erlauben Sie mir, Sie auf Ihren kleinen Blumenthron zu führen!" sagte Lemner und führte sie auf eine kleine Erhöhung, wo ein Altar und ein Stuhl standen, die für Marie zierlich mit Blumen und Blättern umkränzt waren. Auf dem Altare standen zwei kleine Liebesgötter von Alabaster, welche mit ihrem Bogen nach dem

Throne zielten; in der Hand des einen duftete ein herrliches Bouquet, in der des anderen ein brennendes Herz.

„Bester Herr Lemner," sagte Marie in der größten Verlegenheit, „dies ist zu viel Güte. Lassen Sie mich um Gotteswillen zu den Andern gehen!"

„Nein, meine Gnädigste, Sie müssen Ihren Platz einnehmen!"

„Das ist mir unmöglich! Ich würde vor Scham, die Andern vor Lachen sterben!"

„Reiner Neid, liebe Marie; die neidischen Frauen lachen immer!"

Marie wendete sich jetzt mit bittendem Blick zum Vater, der bereits auf sie zukam.

„Lieber Bruder," begann der Pfarrer, „sowohl Marie, als ich, sind Dir sehr dankbar für so viel Güte, aber Du siehst ja, wie verlegen das arme Mädchen ist! Sie ist eine solche Auszeichnung nicht gewohnt; ich bitte Dich daher inständig: Laß sie zu den Uebrigen gehen!"

„Zu viel Auszeichnung, viel zu viel, mein guter Herr Lemner!" sagte Hedda, die jetzt durch das allgemeine Lachen im Saal auch ängstlich geworden war.

„Ich hoffte," antwortete Lemner, „Mamselle Marie sollte so lange ihren Thron nicht verlassen, bis der kleine Schelm Cupido ihr seine Rose in's Herz geschossen haben würde."

„Das würde zu lange dauern," sagte Axel halblaut.

Als Alles nicht helfen wollte, rief Lemner den Boten

Cupido's zu sich und reichte Marien das Bouquet dar. In diesem Strauße lag ein kleines Gedicht verborgen.

Die Saalthüren flogen auf, und die Majorin trat, in Atlas und Seide schwimmend, mit stolzer, fast unzufriedener Haltung herein. Alma folgte ihr.

„Ergebenster Diener! Sein Sie willkommen, gnädige Frau!"

„Es scheint mir, als überrasche unsere Ankunft unsern Herrn Wirth — wenn dies der Fall ist, so ist es wenigstens nicht unsere Schuld," sagte die Majorin und grüßte die Gäste mit einem flüchtigen, aber gnädigen Compliment.

„Durchaus keine Ueberraschung, gnädige Frau Majorin, gewiß nicht!" versicherte Lemner, sich fortwährend verbeugend.

Marie, die dabei ihrem Gefängniß entsprungen war, eilte froh in die Fensternische, wo Alma stand.

Mit einem zärtlichen, fast flüsternden: „Marie!" erfaßte Alma Mariens beide Hände.

„Sollte man wohl glauben, daß dieser Blick, so voll von Gefühl und Ausdruck, dem vierzehnjährigen Kinde gehört?" sagte Axel zu Gustav, als er Alma bemerkte. „Wie schön sie jetzt ist; ich beneide Marie um den Kuß, den sie von ihr erhalten hat."

„Mit Ihrer Erlaubniß, meine Gnädige, werde ich Mamselle Marie die Hand bieten," sagte Lemner, als der Bediente mit der Meldung hereintrat, daß die Tafel bereit stehe.

„Das habe ich lange vermuthet,“ antwortete die Majorin lächelnd.

„Ergebenster Diener — — Sie nehmen es also nicht übel?“

„Keineswegs!“

„Sieh nur die schöne Tafel, Marie!“ flüsterte Hedda ihrer Tochter in's Ohr, als sie Beide zugleich in den Speisesaal kamen. Und wirklich hatte Hedda's Bewunderung allen Grund. Die frischen, vielfarbigen Blumen in ihren durchsichtigen Vasen, von dem strahlenden Silber und Cristall umgeben, die klaren Geléeschalen, die prächtigen Fruchtkörbe, die reichen Dessertteller mit den kostbarsten Confituren — alles dies konnte, wie es jetzt von den hereinströmenden Strahlen der Sommersonne übergossen war, auch ein anderes Auge, als Hedda's, blenden.

Vor Mariens Couvert stand oben auf der Spitze des gefüllten Desserttellers ein ganz kleiner bewaffneter Amor, welcher lächelnd seinen Pfeil auf Marie richtete. Lemner machte allerlei Anspielungen auf denselben und plagte auf diese Weise das arme Mädchen während der langen Mahlzeit dermaßen, daß sie sich selbst auf den Bauergelagen, wo sie in Pelz gehüllt Dunst und Hitze hatte einathmen müssen, nie so gelangweilt und belästigt gefühlt zu haben glaubte, als jetzt an der prächtigen Tafel, in dem hohen schönen Saal, von Lemner's Liebesgluth umgeben.

Jetzt kamen die Bowlen und mit ihnen auch die Reden. Zu allererst wurde Mariens Gesundheit ausgebracht,

bei welcher Gelegenheit der Wirth selbst einige Verse vorlas, welche von einem Magister in der Gesellschaft geschrieben waren, und die, wenn sie gut deklamirt worden wären, sowohl dem Feste, als dem Verfasser, alle Ehre gemacht haben würden. Bei den letzten Worten Lemners erzitterte das Haus von einer tüchtigen Kanonensalve und als die Berge umher das Echo desselben wiedergegeben, begann plötzlich eine schöne vollstimmige Instrumentalmusik.

Die Töne drangen tief in Mariens Seele; denn es war dasselbe Stück, welches sie heute Morgen in den sanften Flötentönen gehört hatte. Eine klare Thräne fiel auf das Blumensträuschen, welches nach Lemners Wunsch seinen Platz an Mariens Herzen gefunden hatte.

„Nicht so sensibel, gute Marie!“ sagte Lemner, ganz entzückt über die Wirkung, welche die Musik auf Marie hervorgebracht hatte.

Jedesmal, wenn eine Gesundheit ausgebracht war, und der Redner ausgesprochen hatte, fiel die Musik wieder ein. Die ganze Mahlzeit belebte sich dadurch. Als man darauf unter einer recht hübschen Rede des Pfarrers die Gesundheit des Wirthes getrunken hatte, ergriff dieser wieder das Glas. „Noch eine Gesundheit, meine Herrschaften!“ rief er; „Jeder trinke auf das Wohl seines eigenen Herzens!“ Damit erhob er das Glas und leerte es mit einem bedeutsamen Blick auf Marie.

Alle Unverheiratheten griffen sogleich zum Glase, ihrem Blicke folgend, mochte man leicht den Gegenstand ihres Ge-

dankens errathen, wenn das Auge nicht von Erinnerung an theure Abwesende strahlte. Die Verheiratheten erfaßten dahingegen mit unerklärlicher Langsamkeit ihr Glas, als hätten sie kein Herz mehr, auf dessen Wohl sie trinken konnten. Der Pfarrer aber winkte freundlich seiner Hedda zu, und Frau Ringmann, die durch des Pfarrers Fürsprache, dies Mal mit gebeten war, rief ihrem Ehegemal zu: „Du sollst mich ansehen, Nils Gabriel!" Da aber Nils Gabriel nicht hörte, so bat sie Alma, ihre Nachbarin, ihn anzustoßen.

„Du siehst ja so trübe aus, Nils Gabriel! Sieh, ich trinke auf Deine Gesundheit, lieber Mann!"

Mariens Lippen berührten leise das mit Bischoff gefüllte Glas. Die Musik begann eine Pieçe aus „Lucia". Gott weiß, ob die schönen Töne sie so bewegten; genug, ihr Auge begegnete Gustavs Blick, und sicherlich fühlten Beide die schöne Bedeutung dieses Toastes.

Der Tag verstrich froh und gemüthlich; auch Marie würde sich glücklich gefühlt haben, wenn nicht der artige Wirth ihr ausschließlich seine Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Aber sie sah ja Gustav, sie fühlte gleichsam, daß seine Seele sie umschwebe, wenn auch Beide heute kaum ein einziges Wort mit einander sprechen konnten.

Das große, prächtige Leudafors bot den Gästen in seinem schönen Garten und dem herrlichen Park die angenehmsten Promenaden; in dem Tempel und dem Pavillon waren

alle möglichen Erfrischungen zu finden, und aus den dichten Bosquets drangen harmonische Töne.

Lemner war von Freude berauscht; Gustav schwindelte in dem Labyrinthe seiner Gedanken und Gefühle.

Am Abend sollte der Tanz beginnen. Der Ball wurde mit einer Anglaise eröffnet, welche Lemner mit Marie tanzte. Dieser folgte ein Walzer, zu welchem der Lieutenant Flykten, als er hörte, daß noch ein Ball stattfinden solle, Marie sogleich aufgefordert hatte. Gustav tanzte mit der Majorin, die überhaupt noch gern und gut tanzte. Alma war glücklich, mit Axel tanzen zu können.

Marie war als Königin des Tages auch die Sonne desselben. Alma war, obgleich auch sie schön war, doch noch zu sehr Kind, um mit ihr wetteifern zu können; und so war denn Marie unaufhörlich von Aufforderungen zum Tanz und allerlei Complimenten und Artigkeiten umringt.

Marie verneigte sich bei solchen Gelegenheiten und sagte „Ja!“ Aber wie gern hätte sie „Nein“ gesagt, denn noch hatte sie nicht ein einziges Mal mit Gustav tanzen können. „Ob er böse auf mich ist, da er mich noch gar nicht aufgefordert hat?“ dachte sie, und ihr Kopf sank traurig auf die Schulter — da aber begegnete sie dem Blick der Mutter und sie mußte wieder heiter erscheinen.

„Willst Du nicht mit Marie tanzen, Gustav?“ fragte Axel.

„Marie hat heute Abend keinen Tanz für mich.“

„Du kannst sie ja aber doch auffordern!“

„Ein „Nein" würde mir sehr wehe thun, und ein „Ja" darf sie mir nicht geben," antwortete Gustav und faßte Alma's Hand, um sie zur Française zu führen.

„Jetzt sieht Gustav, daß es sich nicht der Mühe lohnt, sich um sie zu bewerben," dachte Hedda, welche Gustav und Marie aufmerksam beobachtet hatte. „Gott sei Dank, daß er doch wenigstens heiter aussieht; es würde mir sonst leid thun um den armen Jungen."

„Zu wie viel Tänzen bist Du engagirt?" fragte Axel seine Schwester, mit Mariens Halskette spielend.

„Zu — ich weiß es kaum — zu sechs Françaisen, und zwei — nein, zu drei Walzern."

„Nun, so hast Du wohl keinen mehr übrig?"

„Ja, einen — und auch dieser nur durch ein Mißverständniß."

„Welchen denn?"

„Den nächsten Walzer."

„Willst Du diesen mit Gustav tanzen?"

„Ob ich will? Gustav hat mich ja nicht aufgefordert!"

„Ich stehe Dir dafür, daß es Gustavs Wille ist, mit Dir zu tanzen; darf ich ihm den Deinigen sagen?"

„Ja — aber Du darfst ihn nicht darum bitten, Axel, hörst Du? Du willst doch Deine Schwester nicht ausbieten?"

„Bei Dir, liebe Marie, bedarf es dessen nicht!" antwortete Axel und ging mit seiner Botschaft von dannen.

Das Orchester begann jetzt wieder eine Française, welche Marie mit dem Dichter des Tages tanzen sollte.

„Darf ich die Ehre haben, den nächsten Walzer mit Mamselle Marie zu tanzen?“ fragte Lemner, als die Française zu Ende war. „Ich bin zwar in der modernen Tanzart nicht recht zu Hause, aber es wird schon gehen.“

„Ich bin bereits engagirt,“ antwortete Marie erröthend.

„Ich hörte Sie doch vorhin zu Fräulein Alma sagen, daß Sie im nächsten Walzer durch ein Mißverständniß sitzen bleiben würden?“

„Ja, so war es; aber jetzt ist dies nicht mehr der Fall.“

„Mit wem wirst Du denn tanzen?“ fragte die Mama, welche gerade herbei kam.

„Mit Gustav!“ antwortete Marie nicht ohne Verlegenheit.

„Er hat Dich ja doch nicht aufgefordert!“

„Ja, liebe Mutter!“

„Das muß wohl durch Blicke geschehen sein; denn ich weiß bestimmt, daß er nicht bei Dir gewesen ist!“

„Axel war an seiner Stelle bei mir.“

„Wirklich eine königliche Aufforderung zum Tanz!“ antwortete die Pastorin etwas verächtlich; „wer seine Dame nicht selbst auffordern kann, der muß auch bei solcher Gelegenheit weichen.“

„Nein, gute Mutter, das geht nicht an.“

„Ja, Marie, ich sage Dir, eine solche Aufforderung gilt nicht; besonders, wenn der Wirth selbst Dir diese Ehre anthun will.“

„Ich appellire an Herrn Lemner's Güte!" sagte Marie mit ungewöhnlicher Entschlossenheit.

Axel sah, daß Mutter und Tochter uneinig waren, und war sogleich bei der Hand.

„Läßt Du Dich zu einem Tanze auffordern, welchen Du schon einem Andern versprochen hast?" fragte Axel vorwurfsvoll seine Schwester.

„Nein, Axel; — aber — —"

„Aber es soll geschehen!" fiel Hedda bestimmt ein.

„So ungerecht kannst Du unmöglich sein, liebe Mutter!" antwortete Axel vermittelnd.

„Ja, so ungerecht kann ich gerade sein: und Du, mein lieber Axel, der Du Gustav und Marie zu diesem Walzer zusammengekuppelt hast, kannst dem Cavalier sagen, daß die Reihe noch nicht an ihn gekommen ist!"

„Herr Lemner," sagte Axel, sich zu diesem wendend, als er die Mutter unerbittlich fand, „ich würde mich in Ihrer ritterlichen Denkungsart sehr täuschen, wenn Sie Anspruch auf einen Tanz machen wollten, der bereits einem Andern zugesagt ist. Marie würde dann ihr Versprechen verletzen, und zwar nur aus Dankbarkeit für unsern freundlichen Wirth."

„Ergebenster Diener, Herr Sylvén; wir haben ganz einen Gedanken, und ich hoffe, mich ein ander Mal dafür zu entschädigen."

„Marie wäre ja zum allgemeinen Gelächter geworden, wenn sie diesen Walzer mit Lemner getanzt hätte, der, wie er mir vorhin sagte, seit dreißig Jahren, wo er den Walzer

lernte, mit keinem Fuß mehr gewalzt hat," sagte Axel zu seiner Mutter, deren Augen vor Zorn blitzten.

„Dummes Zeug!" antwortete diese, ohne eine Miene zu verändern.

„Auf mein Wort, liebe Mutter; er hat mir selbst gesagt, daß er nie Takt halten könne; und denk' Dir nun, wenn er die arme Marie so mit sich im Saal herumgeschleppt hätte. Gustav hätte ihm den Walzer gern abgetreten, aber Marie zum Gegenstand des Gelächters der Gesellschaft zu machen, das konnte ich nicht über's Herz bringen."

„Vielleicht hast Du Recht," antwortete die Mutter besänftigt; „und da sich Lemner nicht verletzt fühlte, so mag es immer hingehen." Darauf wendete sich die Pastorin zu ihrem Wirth, um ihm einigen Ersatz zu geben durch ihre artigsten Artigkeiten, in Betreff seiner geschmackvollen Anordnungen und seiner Aufmerksamkeit gegen die Gäste. Die Majorin und einige andere Damen unterstützten ihn hierin nach Kräften.

„Das wird schon besser werden, meine Herrschaften," antwortete Lemner; „es wird schon besser werden, wenn ich so glücklich sein werde, eine kleine hübsche Frau zu bekommen, die mir Alles im Hause arrangirt. Meine alte Frau Pralen thut zwar auch ihr Möglichstes, aber das geht bei ihr doch Alles nach dem alten Styl."

„Es wird übrigens doch nicht so leicht sein, Frau Pralen's Platz auszufüllen," antwortete die Pastorin, „denn sie

ist in einem sehr vornehmen Hause erzogen, das kann man aus all' ihren Anordnungen sehen."

„Ich werde die Pralen immer behalten," sagte Lemner; „denn meine Frau — wenn ich so glücklich sein werde, eine solche zu bekommen — soll bei solchen Gelegenheiten nicht mit Hand anlegen, nur anordnen und bestimmen."

Der Walzer begann. Dies war das erste Mal, wo Gustav mit Marie tanzte. Berauscht von der Seligkeit der Liebe führte er sie im Wirbel umher, er trank ihren Athem, hielt ihre Hand in der seinigen, sah, wie ihre seidenweichen Locken an seiner Brust schwebten. Gustavs Antlitz aber war ruhig; nur das Auge strahlte vor Wonne und Entzücken.

„Marie, Marie! Es ist genug, denk' an das Spiel damals!" rief Hedda, als das Paar öfter, als gewöhnlich, die Runde im Saale machte.

Die Stimme der Mutter rief Marie zu sich selbst zurück. Ach, bis jetzt hatte sie Alles, die ganze Welt — Alles, ausser Gustav, vergessen!

Der Walzer war zu Ende; Gustav drückte leise Mariens Hand und führte sie in den Salon zurück. Ihr Platz war besetzt.

„Ich gehe dorthin!" sagte Marie, und zeigte auf ein kleines Cabinet, welches an den Salon gränzte. Gustav begleitete sie.

Einige Mädchen hatten sich nachlässig auf das Sopha des Cabinets hingeworfen. Marie ging zum Fenster, vor welchem sich ein kleiner mit Blumen bepflanzter Hügel erhob,

auf den der Vollmond seinen Silberschimmer ausgoß, und aus dessen farbigen Gruppen eine hohe Lilie auf dem schlanken Stengel sich hin und her bewegte.

„Ach, eine Lilie!" sagte Marie, und noch mehr sagte Gustav der Blick, mit welchem Marie ihn betrachtete.

„Endlich finde ich Sie hier, Fräulein Sylvén!" rief der Lieutenant Flyktén eintretend. „Wollen Sie hier Blindekuh im Mondschein spielen? — Die Musik hat schon begonnen; man wartet auf uns!" — Marie folgte ihm.

Achtes Kapitel.

„Wer, in aller Welt, ist der hübsche junge Mann, der da vorbeigeht!" rief Madame Wendler und schob die Brille höher vor's Auge und die Nase dicht an's Fenster, von wo aus sie, von dem dichten Geranium versteckt, auf die Straße lugte. „So spute Dich, liebe Lotte, er ist ja beinahe schon vorbei!"

„Wie soll ich denn alle Menschen kennen, die hier vorbei gehen, antwortete Charlotte, von ihrem Stickbogen aufaufblickend.

„Du sprichst, als wohntest Du in Stockholm und nicht in einer kleinen Stadt; ich habe wahrhaftig noch kein Mäd-

chen gesehen, das so gleichgültig gegen Alles gewesen wäre, wie Du. Ich bin doch wirklich nicht neugierig, aber ich möchte, ich weiß nicht, was, darum geben, wenn ich erfahren könnte, wer der junge Mann da ist. Ich habe ihn nur von hinten gesehen; aber daß er nicht in der Stadt oder in der Gegend hier wohnt, das weiß ich doch gleich, denn Niemand hat hier einen solchen Wuchs."

„Nun, Landers doch, Mutter? Er hat doch eine so gentile Figur, wie — —"

„Gott helfe mir, da geht er in Knappelin's Laden. Was wollten wir doch gestern Abend da holen lassen, Lotte?"

„Nichts, liebe Mutter."

„Ja, versteht sich, etwas muß es doch sein. Christel soll sogleich hinübergehen."

„Aber, liebe Mutter!"

„Ich kann doch mein Dienstmädchen schicken, wohin ich will, obgleich sie in der Regel nur damit beschäftigt ist, mit Briefen und Billets nach Landers zu laufen?"

„Christel!" rief jetzt Madame Wendler, „Christel, Christel!" — Da aber Christel nicht kam, so erhob sie sich, um das Mädchen zu suchen. In demselben Augenblick trat diese herein. Nach einigen heftigen Worten über Faulheit und taubes Gehör befahl sie ihr, zu Knappelins zu gehen und zu fragen, ob nicht ein Paquet für Charlotte angekommen sei. Sollten sie nein antworten," setzte Madame Wendler hinzu, „so fragst Du, ob der junge Herr, der so eben dort gewe-

sen, nicht gesagt habe, daß ein Paquet für Charlotte von Christianberg ankommen werde."

„War der Herr denn von Christianberg?"

„Ja, das glaube ich. Du kannst ja doch fragen; mach' nur, daß wir es erfahren und schaff' das Paquet her."

„Nun, hast Du ihn schon wieder aus dem Hause kommen sehen, Lottchen?" sagte Madame Wendler, zu ihrer Tochter zurückkommend.

„Ach, ich habe gar nicht mehr an ihn gedacht, liebe Mutter."

„Du denkst auch in der ganzen Welt an Niemand, als an Deinen Landers!"

Charlotte blickte auf ihre Arbeit und schwieg.

„Denk' Dir, Mutter, wenn dieß Axel gewesen wäre!" rief sie plötzlich und ließ dabei die Nähnadel fallen.

„Axel soll ja erst am nächsten Montag oder Dienstag ankommen, wie Schwester Hedda schrieb. Das Festmahl sollte ja erst am Freitag stattfinden und dann Alles von Lemners Besuch in dem Pfarrhof abhangen. Sollte er um Mariens Hand anhalten, und Marie, ohne ihr Kummer zu machen, sich überreden lassen, ihm das Jawort zu geben, so kommt weder Axel, noch Marie her; hält er aber nicht um sie an, so kommt sie, um den armen Studenten los zu werden, der sie so gefühllos gegen Lemner gemacht hat; denu wenn er erst fort ist, schreibt Hedda, wird Alles wohl gehen."

„So, jetzt bleibt Christel auch fort!" fuhr Madame Wendler fort, die nicht vom Fenster gewesen war. „Ich wäre

währenddeß schon zehnmal drüben und wieder hier gewesen; aber da muß das Frauenzimmer erst eine halbe Stunde verplaudern."

„Nun, endlich ist sie doch schon auf der Treppe; aber dem Herrn Strute werde ich doch einmal die Wahrheit sagen; immer macht er den Mägden die Cour. — — So, da kommt nun auch Bürgermeisters Liese, da steht sie mitten auf der Straße und läßt sich was Neues sagen. Die verfluchte Neugierde, sie kann sie nicht lassen, und da mag ich predigen, so viel ich will!"

„So, jetzt kommt sie angesegelt; aber da ist gewiß wieder Jemand in der Hausthür, der sie aufhält!"

Madame Wendler hatte kaum ausgesprochen, als sich die Küchenthür öffnete, und Christel stand vor ihr.

„Wir werden im Augenblick Fremde hier haben!" rief Christel, den vorhergesehenen Scheltworten ihrer Frau zuvorkommend. „Der junge Herr war drüben im Laden, um zu fragen, wo Sie wohnten; er wird gewiß ein Verwandter von Ihnen sein!"

„Er fragte, wo ich wohne und sagte, daß er ein Verwandter von uns sei?" wiederholte Madame Wendler, die wie versteinert in der Hinterthür, welche zur Küche führte, stehen geblieben war. „Nun, da haben Knappelins wenigstens gesehen, daß wir vornehme Leute sind!"

„Ach, es ist gewiß Axel!" rief Charlotte, den Stickrahmen bei Seite setzend.

„Hätte ich doch nicht geglaubt, daß Dich Jemand außer Landers auf die Beine bringen könnte!“ sagte die Mutter.

„Aber wenn nun Marie nicht mitgekommen wäre!“ fuhr Charlotte traurig fort.

„Nun, dann wird sie verlobt sein, und Axel kommt, um uns ihre Verlobung anzuzeigen und uns dazu einzuladen. Aber das werden wir schon erfahren; sieh jetzt nur zu, ob Alles in Ordnung ist!“

„Ich sehe ja nichts, was nicht in Ordnung wäre,“ antwortete Charlotte und hob einige Fäden Zephirwolle auf, welche bei ihrer Stickerei auf den Boden gefallen waren.

„Sollte Marie auch hier sein,“ fuhr die Mutter fort, „so denk' an die Bitten Deiner Tante, Lottchen, und sprich nicht zu viel von Deinem Glück als Braut; stell' Dich, als wüßtest Du gar nichts von Gustav, und sag' ihr nur, wie glücklich sie sein würde, wenn sie einen so reichen und ehrenhaften Mann bekommt.“

„Sag' Du ihr das lieber, Mutter, ich werde schweigen; denn so ganz und gar gegen meine Ueberzeugung kann ich nicht sprechen,“ antwortete Charlotte und jetzt wollen wir, während die Fremden hier erwartet werden, ein wenig über Mutter und Tochter sprechen.

Madame Wendler, geborene B r u m a n d e r, war die einzige, zehn Jahre ältere Schwester der Frau Pastorin Sylvén. Sie hatte ihre Jugend in verschiedenen vornehmen Häusern als Wirthschafterin verbracht. Louise, so hieß sie, besaß nie die Reize, auch nicht die heitere Laune ihrer jüngeren

Schwester; aber sie war dennoch hübsch gewesen und hatte sich stets durch Ordnung und Tüchtigkeit ausgezeichnet. Mit beinahe dreißig Jahren hatte sie sich mit dem Förster Wendler verheirathet, einem vermögenden und ehrenwerthen Mann, welcher vor acht Jahren gestorben und sie als Wittwe mit ihrer einzigen Tochter zurückgelassen hatte. Charlotte war jetzt vier und zwanzig Jahre alt, von einnehmendem Wesen und einem frischen, schönen Aeußern. Sie hatten nach des Vaters Tode noch auf dem Landhause gewohnt, welches ihnen der Verstorbene hinterlassen hatte, bis die Mutter vor einem Jahre des Landlebens überdrüssig wurde, das kleine Gut verkaufte und sich ein Haus in einer der kleinen Städte in Stockholms-Lahn kaufte, wo denn Charlotte mit einem jungen hübschen Kaufmann, Namens Landers, Bekanntschaft machte, mit dem sie sich zu Weihnachten verheirathen sollte.

Madame Wendlers Wohnung war einfach, zeichnete sich aber durch Ordnung und Reinlichkeit aus. Die Mutter versagte sich nichts, was sie gebrauchte, aller Ueberfluß aber war sowohl ihr, als ihrer Tochter fremd.

„Ach, da seid Ihr, liebe Kinder!" rief jetzt Mutter Louise und streckte den Kommenden die Arme entgegen; „seid uns willkommen, von ganzem Herzen willkommen! — Charlotte, komm', Axel und Marie sind hier!"

„Geht hinein, Kinderchen!" fuhr die Tante fort, nachdem die Umarmungen vorüber, und alle Grüße bestellt waren.

„Wie hübsch und gemüthlich Du hier wohnst, liebe Tante!" sagte Marie, als sie die drei zusammen hängenden Zimmer

mit ihren schönen Meublen, den schneeweißen Gardinen und den grünenden Myrthen erblickte, über welche die Abendsonne hereinstrahlte. „Ach, wie schön und nett hier Alles ist! Ja, Mutter hat Recht, wenn sie Tante Louise immer als ein Muster von Ordnung und Pünktlichkeit schildert."

„Gott sei Dank, ja, ich habe hier so ziemlich Alles in gehöriger Ordnung, wenn ich auch keine überflüssige Zierrathe habe," antwortete die Frau Försterin Wendler zufrieden.

„Weßhalb verbeugt sich denn Axel so artig vor Charlotte?" fragte Marie, „und weßhalb sieht Charlotte so überaus heiter aus?"

Axel erhob Charlottens linke Hand, und der an derselben glänzende glatte Ring beantwortete Mariens Frage.

„Ach, mein Gott, wie konnte ich das vergessen!" rief Marie und umarmte herzlich die glückliche Charlotte, deren ganzes Wesen im Sonnenschein der Liebe strahlte.

„Nun, steckt denn hier nicht auch so ein Ring?" fragte Tante Louise, Mariens Hand erfassend.

„Nein, gewiß nicht, liebe Tante!" antwortete Marie erröthend.

„Nun, nun, so wird er bald kommen; ich glaubte, Dir schon jetzt gratuliren zu können."

„Mit wem sollte denn Marie verlobt sein?" fragte Axel, gleichsam verwundert.

„Ach, thu' nur nicht, als wüßtest Du von nichts, lieber Junge!"

„Auf Ehre, ich weiß von keiner Verlobung!"

„Nun, daß der Bergwerksbesitzer Lemner um Mariens Hand angehalten hat, oder erst darum anhalten will, das wird Dir doch nicht unbekannt sein?“

„Das freilich kann ich nicht läugnen; aber ich kann Dich auch heilig versichern, liebe Tante, daß daraus in diesem Leben nichts werden wird!“

„Das sieht Dir ähnlich, lieber Axel, Du plauderst, als liefest Du noch in Deinen ersten Höschen in der Welt herum. Glaubst Du, daß ich Deine Schwester nicht kenne? O, viel zu gut, um zu wissen, daß sie ein Anerbieten, wie dies, Besitzerin des prächtigen Leudafors zu werden, nicht ausschlagen wird.“

„Ja, wenn sie sich mit dem Gute verheirathen sollte, so gestehe ich gern, daß dies eine Versuchung sein würde; aber da der Eigenthümer daran hängt, kann dies unmöglich ein junges, schönes Mädchen in Versuchung bringen.“

„Wenn Deine Mutter Dich hörte, so würde sie Dich für Deine Worte tüchtig ausschelten; aber junge Leute verstehen nie, ältere, erfahrene Männer zu schätzen, und Du setzest auch gewiß Marien Dinge der Art in den Kopf. Aber warte nur ein wenig, lieber Axel, Marie und ich, wir werden uns schon verstehen,“ fuhr Tante Louise fort und streichelte lächelnd Mariens Wange. „Wir Frauenzimmer sehen immer leichter das Gute und Vortheilhafte ein.“

Marie saß schweigend da. Sie begriff, daß ihrer Mutter diese Sache sehr ernstlich am Herzen liegen müsse, wenn schon die Tante so sprechen konnte. Axel durchschaute den

ganzen Plan, und erkannte, daß die Tante Louise zur Hauptperson darin auserſehen war. „Aber,“ dachte er, „es ſoll ihnen nicht gelingen, denn wir haben den Papa auf unſerer Seite.“

Charlotte war innerlich ebenfalls auf der Seite der Jungen; da ſie aber nichts ſagen durfte und ſie das Geſpräch gern abbrechen wollte, ſo rief ſie ihre Gäſte zum Theetiſch, an welchem ſie dann Alle in größter Eintracht Platz nahmen.

„Wie lange werden wir Dich hier behalten können, lieber Axel?“ fragte die Tante freundlich.

„Bis Uebermorgen, wenn Du es erlaubſt, liebe Tante,“ antwortete Axel.

„Wie kannſt Du ſagen: „Wenn Du erlaubſt!“ Wenn ich auch mit Deinen Worten nicht immer zufrieden bin, ſo weißt Du doch, wie ſehr ich Dich lieb habe!“ antwortete Tante Louiſe vorwurfsvoll, indem ſie Zucker in ihren Thee warf.

„Hier iſt ja eine Taſſe überflüſſig, liebe Charlotte,“ bemerkte Marie, „oder erwarteſt Du vielleicht noch Jemand?“

Ein Purpurſtrahl glänzte auf Charlottens Wange, der ſich ſogar noch zu einer ganzen Abendſonne verwandelte, als ſie zum Fenſter hinaus ſchaute.

„Jetzt iſt er hier!“ rief ſie und ſprang vom Tiſche auf und hinaus; nach einigen Minuten trat ſie mit ihrem Verlobten wieder herein. Jetzt ging es an ein Präſentiren und Complimentiren.

Landers war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren,

mit einem vortheilhaften Aeußeren, einer frohen und gemüthlichen Gesellschaftsgabe, und vor Allem einer sehr schönen und stattlichen Figur.

„Ist er nicht hübsch?" flüsterte Charlotte Marien in's Ohr, als sich die beiden Herren mit einander in's Gespräch eingelassen hatten. „Ja, sehr hübsch!" war Mariens Antwort für die Ueberglückliche. —

Am andern Tage waren Landers' Eltern und Geschwister bei der Frau Försterin Wendler zu Mittag eingeladen. Diese waren heitere und freundliche Menschen; besonders aber faßten Axel und Marie zu einer von Landers' Cousinen eine große Zuneigung, die, obgleich weder jung, noch schön — nach der eigentlichen Bedeutung des Wortes, — doch etwas unbeschreiblich Sanftes und Einnehmendes in ihrem Wesen hatte, über welchem eine tiefe Wehmuth, gleich einem Trauerflor, ausgebreitet lag. Ihre Unterhaltung war gerade nicht hinreißend und überhaupt nicht glänzend im Gesellschaftsleben; aber in ihren Reden lag doch eine vertraute Freundschaft mit dem Ernst des Lebens, mit seinen Kämpfen und Entbehrungen, was jedes gefühlvolle Herz unwillkührlich zu ihr hinzog. Auf Marie ruhte oft ihr Auge mit so innigem Ausdruck, und wenn sie sprach, legte sich ein sanftes Lächeln über ihr bleiches Antlitz, was selbst Marie nicht entging.

Am Nachmittage wurde eine kleine Promenade zu den Ruinen in Vorschlag gebracht, welche diese früher so merkwürdige Stadt umgaben. Dieser Vorschlag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen, und alsbald zog denn die kleine

Gesellschaft, von der Madame Landers und Tante Louise angeführt, zum Thor hinaus. Alles war herrlich, still und angenehm, und besonders die Verlobten genossen mit ganzem Herzen die Ruhe und Schönheit des Abends. „O, wenn doch Gustav hier wäre!" dachte Marie, und eine unendliche Sehnsucht bemächtigte sich ihrer Seele.

„Von ihm!" flüsterte Axel und heftete eine blaue Blume in Mariens Locken.

„Axel, Du darfst morgen noch nicht reisen!" sagte Tante Louise, als sie am Abend, da die Fremden nach Hause gegangen waren, mit den beiden Geschwistern und Charlotte auf dem Sopha des Vorzimmers saß. „Du mußt mit uns zu Landers; Du weißt, wie dringend und herzlich sie Dich eingeladen und gebeten haben, hier zu verweilen, und Du kannst glauben, daß sie ihren Gästen auch etwas zu bieten haben. Es ist anders dort, als bei der alten Tante!"

„Ja, aber so lange ich hier bin, wird ja nicht an Charlotte's Brautlaken genäht!"

„Ach was, bis zur Hochzeit haben wir noch viel Monate vor uns; Weihnacht ist noch fern."

„Marie kann aber nicht so lange hier bleiben; denn Du mußt wissen, liebe Mutter, daß Alles düster in Högadal ist, wenn Marie nicht dort ist."

„Ja, ich weiß wohl, daß sie die Sonne dort ist, aber so lange, als Du zu Hause bist, braucht sie nicht zurückzureisen, denn so lange kann sowohl Hedda, als der Schwager, sie entbehren."

„Und ich sollte Marie vor meiner Abreise nicht wieder sehen? Nein, liebe Tante, gegen Ende des September — wenn nicht schon früher — komme ich doch, um sie abzuholen, damit ich sie wenigstens noch ein Paar Tage lang bei mir haben kann.“

„Nun, nun, darüber wollen wir uns schon brieflich einigen. Einstweilen bleibst Du ja noch bei uns, um noch einen Tag mit Deiner Schwester beisammen sein zu können!“

Charlotte bat, Marie bat — und Axel gab nach.

Als man am andern Tage von dem Rathsherrn Landers zurückkam, bei welchem unsere Freunde mit den übrigen Notabilitäten der Stadt einen sehr heiteren Tag verlebt hatten, und wo der junge gefeierte Bürgermeister manch zärtlichen Blick auf Marie geworfen hatte, begleitete sie Axel in sein Zimmer, um noch einmal vor der Abreise ihres geliebten Bruders mit ihm recht herzlich plaudern zu können.

„Du mußt nicht so traurig sein, Marie,“ sagte Axel, mit den Locken der Schwester spielend. „Glaubst Du denn, daß Mutter es über das Herz bringen könnte, Dich für Dein ganzes Leben unglücklich zu machen?“

„Ach, wenn Mutter nur einsehen könnte, daß ich unglücklich dadurch werde, so würde die Herrlichkeit der ganzen Welt sie nicht in Versuchung bringen; aber eben in dieser Heirath nun sieht sie mein größtes Glück.“

„Wenn Mutter jetzt auch durch diese glänzenden Aussichten geblendet ist, so wird sie doch, wenn Dein Schicksal ernstlich entschieden werden soll, auf Vaters, auf Deine Bitten

und die Stimme ihres eigenen Herzens hören. Es wird dies ein unangenehmer Auftritt werden, das sehe ich ein; aber, glaube mir, Marie, es wird Alles gut enden — und deßhalb denk' nicht mehr daran, Marie!"

„Ach, guter Axel, wenn Du doch nur zu Hause wärst, wenn dies auf's Tapet gebracht wird!"

„Das möchte auch ich gern, liebe Marie; wie gern würde ich hier als ein friedlicher Vermittler zwischen beiden Parteien agiren. Hätte Lemner nicht so eilig nach Gothenburg reisen müssen, so wäre seine Werbung schon in der besten Form geschehen. — Nun aber, liebe Marie, da wir jetzt so lange über Lemner gesprochen haben, könnten wir im Thema ein wenig variiren und Gustav einige Minuten widmen," fuhr Axel mit weicherer Stimme fort. Marie lehnte den Kopf an Axels Brust, und Beide sprachen lange und viel.

Axel seinerseits war weit entfernt, Mariens Liebe zu Gustav, welche ihm diese aufrichtig gestanden, zu mißbilligen, im Gegentheil, er suchte dieselbe zu beleben und aufzumuntern; denn diese Liebe war ja auch sein inniger Wunsch gewesen. „Beide sind ja ganz für einander geschaffen," dachte er, und obgleich er nicht zu den schwärmerischen Naturen gehörte, welche das Leben durch den Sonnenschein der Poesie und der Einbildung anschauen, so erwog er jetzt doch nichts, als die Sympathie, welche er in Gustav und Marie entdeckt hatte, und welche er für den Grundstein von Beider Glück ansah. Wie belebte und entzückte ihn nicht der Gedanke, daß Gustav der Gatte seiner Marie werden solle!

Dann und wann flüsterte es zwar in Axels Herzen: „Gustav ist so arm, seine Laufbahn ist lang und das Ziel fern; es dauert lange, ehe er Doktor wird — denn Gustav studirte Medizin — und also auch lange, ehe er sich verheirathen kann. — — Aber Marie ist ja jung, sie kann ja warten und dies Ziel mag Gustav als ein freundlicher Stern leuchten auf dem dunklen, dornbesäeten Wege, welcher noch vor ihm liegt; Mariens Liebe möge ihm seine Pflichten leichter machen.“

Daß Gustav seine Marie innig liebe, davon war Axel überzeugt, obgleich er nie mit Axel darüber gesprochen hatte. Axel verstand das Zartgefühl seines Freundes, und als er von Marie gehört hatte, daß Gustav ihr nie seine Liebe gestanden habe, sah er leicht ein, daß Gustav beschlossen habe, über sein Herz zu siegen. Wenn nun auch Axel die edlen Beweggründe einsah, welche ihn zu diesem Beschluß geführt haben mußten, so nannte er sie doch Schwärmerei und Uebertreibung und beschloß bei sich selbst, mit Gustav über diese Angelegenheit zu sprechen. Er hoffte dadurch ein anderes Verhältniß zwischen ihm und Marie herzustellen.

„Mein Geheimniß liegt doch in Deinem Herzen, wie im Grabe, lieber Axel?“ sagte Marie, als sie beim zwölften Glockenschlage sich vom Stuhl erhob, um Axel gute Nacht zu sagen.

„Ja; aber was würdest Du sagen, wenn die Todten aus dem Grabe aufständen und so allerlei verriethen?“ entgegnete Axel schelmisch.

„Dann müßtest Du nicht mein guter Axel sein!"

„Du weißt ja, Marie, daß dies mein schönster Titel ist; beruhige Dich also und verlaß Dich auf mich. Jetzt aber: Gute Nacht! Schlafe sanft und träume von — — —"

„Gute Nacht, Axel! Träume Du von — — ich weiß nicht, von wem — — von Alma!"

„Von Alma? — Ja, das war ein kindischer Traum; aber warum nicht? Es war ein guter, ein engelreiner Traum."

„Vergiß auch nicht, Gustav zu grüßen, lieber Axel!" flüsterte Marie, als Axel die Thüre hinter sich schließen wollte, aber so leise, als fürchte sie, daß es Jemand außer Axel hören möchte.

„Ich hoffe, wir sehen uns morgen noch," antwortete Axel lächelnd. „Aber sei nur ruhig, Marie, ich werde Deine Grüße nicht vergessen; ich verspreche Dir, sie so zu bestellen, daß sowohl Gustav, als Du, zufrieden sein sollst."

Neuntes Kapitel.

Vierzehn Tage waren seit Axels Abreise verflossen. Die Arbeit, verschiedene kleine Caffeegesellschaften und besonders die Gesellschaft der guten Charlotte hatten Mariens Zeit ganz angenehm ausgefüllt.

Der Bürgermeister der Stadt, der junge, sehr beliebte Brenner, hatte jetzt seinen ersten Besuch bei der Frau Försterin Wendler gemacht, hatte ferner, wie er selbst äußerte, ihr zu Ehren eine kleine Wasserfahrt veranstaltet und Marie so sehr ausgezeichnet, daß die Mädchen der Stadt — das heißt natürlich diejenigen, deren Stand es erlaubte, zu der glänzenden Perspektive aufzublicken, die Bürgermeisterin der Stadt zu werden — in heftigem Aufruhr waren.

„Ein Landmädchen, wie sie, ohne Erziehung und Tournure, die sollte in unserer Stadt, wo man so sehr viel auf Bildung und Lebensart sieht, die Bürgermeisterin repräsentiren wollen?" sagte die Eine, während die Andere versicherte, daß man an der ganzen Predigermamselle nicht ein einziges Fleckchen finde, welches man schön nennen könne.

„Es müßte denn das weiße Haar sein?" wandte eine Dritte ein.

„Ja, Kinder, verlaßt Euch auf das, was ich Euch sage," antwortete eine Vierte mit Seherblick, „es wird doch nichts daraus. Die alte Wendler ist es einzig und allein, welche den hübschen Bürgermeister mit dem dummen Ding verkuppeln will. Die Männer werden leicht geblendet, wenn ihnen Andere etwas vorschwatzen; aber es gehen ihnen doch bald die Augen auf. Wie ich gesagt habe, keine Andere wird es, als Du, Thilda Berggren."

„Ach, weßhalb gerade ich?" antwortete Thilda zufrieden, aber schüchtern; Du paßtest doch besser dazu, liebe Clara, Du bist so witzig und heiter."

„Ja, liebe Kinder, Niemand, weder Ihr, noch ich, kann beurtheilen, welche am besten dazu paßt," fuhr die fort, welche Marie alle Schönheit abgestritten; „meinetwegen kann er nehmen, wen er will, wenn es nur nicht diese einfältige Gans wird."

„Nun, vielleicht ist sie doch eben so gut, wie irgend eine Andere," sagte die, welche von dem weißen Haar erzählt hatte, verletzt dadurch, daß Niemand auf sie verfallen war; „denn ich muß gestehen, daß weder Thilda, noch Clara, zur Bürgermeisterin paßt."

Mit diesen und ähnlichen andern Gesprächen vertrieben sich die jungen Mädchen der Stadt, unter denen sich auch ein adeliches Fräulein befand, die Zeit bei ihren kleinen Zusammenkünften, während Marie die Huldigung des Bürgermeisters kaum bemerkte, viel weniger also ahnte, daß jene Mädchen sie für ihre Nebenbuhlerin hielten.

Einige von ihnen waren eines Tages von Charlotte zu sich eingeladen, und bei dieser Gelegenheit wurden diese von Mariens einfachem und herzlichem Wesen ganz wider ihren Willen so eingenommen, daß die, welche am ärgsten in den Bürgermeister vernarrt war, einige tiefe Seufzer ausstieß, als man am andern Tage solche Schmähungen über Marie ausgoß.

„Ein liebes Mädchen ist sie doch," sagte sie niedergeschlagen, „und keine in der ganzen Stadt ist so schön, wie sie."

Eines Morgens ganz zeitig kam die Cousine von Char-

lottens Verlobtem, Johanna Landers, zu der Försterin Wendler, um Charlotten bei ihrer Aussteuer behülflich zu sein.

Alle waren über diese kleine Ueberraschung sehr erfreut, besonders aber Marie, welche ihre Gesellschaft so lieb gewonnen hatte.

„Von Axel!" rief Marie mit reiner Freude, als die Tante ihr einen Brief reichte; eilig sprang sie vom Stickrahmen auf und setzte sich an das Fenster, um ungestört die theuren Zeilen aufmerksam durchlesen zu können.

Während des Lesens wurde Mariens Wange bald roth bald bleich, und endlich perlten einige warme Thränen über die theuren Zeilen.

„Hast Du etwas Angenehmes erfahren?" fragte Charlotte, die mit schwesterlicher Theilnahme, aber unbemerkt, den Farbenwechsel auf Marien's Antlitz beobachtet hatte.

„Ja, Gott sei Dank, sie befinden sich Alle wohl zu Hause und grüßen Euch recht herzlich. Zu Ende der nächsten Woche kommt Axel, um mich abzuholen," setzte sie hinzu; und nachdem sie endlich einige Stellen des Briefes wiederholt gelesen hatte, saß sie wieder am Stickrahmen, war aber still und nachdenkend.

„Nun, in einem so langen Briefe muß doch wohl mehr, als von Gesundheit und herzlichen Grüßen stehen?" begann Tante Louise, durch Mariens Schweigen etwas piquirt.

„Ach ja, liebe Tante," antwortete Marie, und nun begann sie, verschiedene kleine Neuigkeiten zu erzählen, un-

ter denen auch die war, daß ihr Vater zum Propst ernannt worden war.

„Sieh da, also ist Hedda Propstin geworden!" rief Louise und ließ dabei das Strickzeug fallen.

„Nun, nichts weiter, liebe Marie?"

„Vater ist jetzt zum Bischofe gereist, um ihm zu danken."

„Nun, bei dem wird er auch Geld brauchen, wenn er sich dort in Gnaden erhalten will. — Aber wie wird sich Hedda freuen, daß sie jetzt Frau Propstin heißt!"

„Daran, liebe Tante, hat Mutter eine so große Freude nicht!"

„Ja, das sprichst Du so, liebe Marie; schon als Kind hatte Hedda ein hochstrebendes Gemüth, so artig sie sonst auch war. Aber weiter, liebes Kind!"

„Weiter weiß ich aber nichts."

„Hat Axel denn mit keinem Worte des Bergwerkbesitzers erwähnt? Nun, liebes Kind, sieh nur nicht so verlegen aus und genire Dich wegen Johanna's Gegenwart nicht; denn sie ist verschwiegen, wie die Wand und hatte Dich schon lieb, eh' sie Dich sah."

Eine schwache Röthe bedeckte Johannas Wangen, und auf die grüne Seidendecke fielen zwei klare Thränen.

Marie bemerkte dies; aber so gern sie auch Johanna um den Grund dieser Wehmuth befragt hätte, so stellte sie sich doch, als habe sie weder ihr Erröthen, noch ihre Thräne bemerkt. Sie war der Meinung, daß eine schmerzliche Er=

innerung tief in Johannas Seele wohne und daß irgend Etwas diese zarten Saiten berührt habe.

„Nun, Mariechen, Du antwortest nicht — was schreibt Axel von ihm; denn Etwas muß er doch von ihm in dem Briefe gesagt haben, mein Kind.“

„Ja, er schreibt, daß er jetzt von Gothenburg zurückgekehrt und am letzten Sonntag bei uns gewesen ist.“

„Nun — — und daß er um Deine Hand angehalten hat? denn umsonst wird man nicht so roth im Gesicht!“ meinte Madame Wendler, sich ihrer Jugendzeit erinnernd, als sie Mariens Wange und Stirn sich purpurn färben sah. „Nun, so sprich doch — hat er um Deine Hand angehalten?“

„Ach — — gute Tante!“

„Ei was! Deßhalb brauchst Du Dich, meiner Seel', nicht zu schämen! Eine größere Ehre könnte Dir ja gar nicht widerfahren, und Du sollst Louise Brumander gerade in's Gesicht spucken, wenn Du nicht im nächsten Jahre schon Frau Bergwerkbesitzerin Lemner heißt; denn ich weiß, was Schwester Hedda mir geschrieben hat, und ich weiß auch, daß Alles so am Besten sein wird.“

„Herr Jesus!“ rief jetzt Marie aus, da sie Johanna's Haupt lilienbleich und besinnungslos auf die Schulter sinken sah. Schnell, wie der Gedanke, stand sie bei ihr und kam gerade zur rechten Zeit, um die Dahinsinkende in ihren Armen aufzufangen.

„Sie ist ohnmächtig, Kinder!“ schrie Tante Louise, und

Charlotte holte sogleich eine Flasche Eau de Cologne, in welchem sie die Ohnmächtige fast badete.

„Mein Gott, ist es nicht, als hätte ihre letzte Stunde geschlagen?“ rief Madame Wendler und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Hol' Essig her, Lottchen, und dann müssen wir sie auf's Sopha legen, sonst sinkt Marie mit ihr zu Boden!“

Johanna lag bleich und leblos auf dem Sopha des Schlafgemachs. Alle nur möglichen Mittel wurden angewandt; aber es war umsonst, keines wollte helfen. Marie weinte, Charlotte war trostlos, und Louise, die arme Frau, sprang ganz wirr und verzweifelt im Zimmer herum.

„Lottchen!“ rief sie, plötzlich stehen bleibend, „erinnerst Du Dich nicht, daß sie vor einiger Zeit auch einmal ohnmächtig wurde?“

„Ja wohl, ich erinnere mich; damals halfen wir ihr sogleich mit einem Glase Wasser, sie war darauf mehre Tage lang unwohl!“

„Aber, Kinder, das Kleid ist ja noch nicht geöffnet!“ rief Tante Louise; „thut es doch schnell! Ich würde ja ohne Gnade und Barmherzigkeit ersticken, wenn ich in einer solchen Zange steckte!“

Man hob Johanna leise auf; das Kleid wurde geöffnet und mit diesem Alles, was sie nur im Geringsten belästigen konnte. Charlotte versuchte noch einmal durch Reiben der Stirn, sie in's Leben zu rufen; bei dieser Gelegenheit zog sie unwillkührlich eine schwarze Schnur hervor, welche Jo-

hanna stets am Halse trug. Ein Schreckensruf entfuhr Mariens Lippen, als sie an dieser Schnur ein Miniaturportrait und einen Ring erblickte.

Charlotte und Tante Louise erschracken ebenfalls sowohl über Mariens Ruf, als über die Ursache, welche denselben hervorgebracht hatte.

„Sieh, da haben wir das Geheimniß!" rief Tante Louise mit einiger Genugthuung; „da ist auch das Portrait von dem Bösewicht, der Johanna verlassen hat — ganz gewiß ist es so, denn da hängt ja der Ring auch noch! — Ich habe schon lange Alles errathen, nur den Namen weiß ich nicht, und ich hätte wohl Lust, ihn zu sehen," fuhr die Alte fort und setzte sich die Brille auf die Nase. „J. L. steht da — — das ist ja Johanna's Name!"

„Gute Tante!" bat Marie und wollte ihr die Schnur aus der Hand nehmen.

„Glaubst Du denn, ich könne nicht eben so gut Geheimnisse für mich behalten, wie Du? Ja, verlaß Dich nur auf mich, und ich lasse die Schnur nicht eher, als bis ich dem Taugenichts in's Gesicht gesehen habe, der ein Mädchen wie Johanna, hat verlassen können!"

Johanna schlug das matte Auge auf und schien nach einigen tiefen und seufzenden Athemzügen sich allmählig wieder zu erholen. Mit inniger Dankbarkeit betrachtete sie die Umstehenden; als sie aber plötzlich und schnell die Hand zu der Schnur führte, und merkte, daß das Miniaturportrait

nicht unter dem Kleide versteckt war, stieß sie einen schwachen Schrei aus.

„Johanna, liebe Johanna!“ rief Marie tröstend.

„Habt Ihr es gesehen? Antworte mir, Marie!“ fragte sie mit sichtbarer Unruhe.

Marie wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Ja,“ antwortete sie endlich; „aber beunruhige Dich deßhalb nicht — — Wir kannten ihn nicht.“

Ein tiefer Seufzer drang klagend aus Johanna's Brust. „Sahest Du ihn?“ fragte sie und heftete einen durchdringenden Blick auf Marien.

„Ja, Johanna!“ antwortete Marie und drückte innig ihre Hand.

„Wie, in aller Welt, kam es, daß Du in Ohnmacht fielst, liebe Johanna?“ fragte jetzt Madame Wendler, nachdem sie sich an Johannas Seite niedergelassen hatte. „Du mußt wirklich sehr zu Ohnmachten inklinirt sein, liebe Johanna; denn erinnerst Du Dich wohl, daß es Dir neulich bei Landers fast eben so gegangen wäre?“

„Ja, ich bin nicht eben stark,“ antwortete Johanna und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Aber sag' mir doch, mein liebes Kind, was war denn jetzt die Ursache? Denn eine Ursache muß ja doch Alles haben!“

„Ach, gute Mutter, Du quälst ja Johanna mit diesen Fragen nur!“ sagte Charlotte bittend.

„Ich würde gewiß nicht fragen; aber dies ist eine Sache,

die ich gern wissen möchte, und die mir Johanna leicht beantworten kann. — War es das Portrait Deines Bräutigams, welches ich da an der schwarzen Schnur gesehen habe?"

„Er war es einst," antwortete Johanna mit schwacher und zitternder Stimme.

„Herr Gott, Du armes Kind! Wie viel mußt Du seinetwegen gelitten haben! Ich will Dir gestehen, daß ich schon früher etwas davon gehört habe, aber ich weiß nicht, wie der Bösewicht heißt."

„Nenne ihn nicht so!" bat Johanna mit klangvoller Stimme, und eine schwache Röthe belebte die bleichen Züge. Er war ja so gut!"

„Nun, das gestehe ich, — wenn der selige Wendler mich verlassen hätte, so würde ich ihn wahrhaftig nicht gut genannt haben. — Aber, liebe Johanna, wie heißt er denn, der sich so schlecht gegen Dich betragen hat?"

„Aber, liebe Mutter," fiel Charlotte vermittelnd ein, „wozu nützt uns denn hier sein Name?"

„Nun, es wäre doch angenehm, ihn zu wissen." —

„Verzeih' mir, Tante, wenn ich ihn verschweige und Dich von ganzem Herzen bitte, Dich gegen Onkel Landers so zu stellen, als wäre nichts vorgefallen."

„Liebes Kind, ich weiß ja nichts, was ich verschweigen könnte. Wüßte ich, wie er heißt, so würde ich Dir versprechen, zu schweigen."

„Mutter schweigt; verlaß Dich darauf," sagte Charlotte beruhigend zu Johanna. „Sie wird weder davon sprechen,

daß Du ohnmächtig geworden, noch daß sie ein Portrait gesehen."

„Ist es so, liebe Tante?" fragte Johanna bittend.

„Ich hätte es eigentlich nicht nöthig, da Du so zurückhaltend bist; aber da es nie meine Sache gewesen ist, mich mit Neuigkeiten umherzutragen, so kannst Du Dich beruhigen."

Johanna's Ohnmacht hatte indeß ihr ganzes Wesen erschüttert, obgleich sie Alles aufbot um stärker zu scheinen, als sie wirklich war.

„Du darfst heute Abend nicht nach Hause gehen," sagte Charlotte, sie mitleidig betrachtend.

„Nein, das darf nicht geschehen;" fiel Tante Louise ein; „Du sollst oben in Mariens Zimmer schlafen und Charlotte bleibt dafür hier unten bei mir."

Johanna nahm diesen Vorschlag gern an, und sogleich wurde die Botschaft an den Rathsherrn Landers geschickt, daß man Johanna nicht zu Hause erwarten dürfe.

Am Abend kam der Kaufmann Landers, wie gewöhnlich, zu Charlotte, und da Johanna wußte, daß die Abendunterhaltungen der beiden Verlobten selten eher, als gegen Mitternacht, geschlossen wurden, so verließ sie die Gesellschaft, als man sich von der Abendmahlzeit erhob. Marie hätte viel darum gegeben, wenn sie Johanna hätte folgen können; aber dies ging ja einmal nicht, und erst, nachdem sie sich ungefähr zwei Stunden mit Tante Louise unterhalten hatte, stand sie oben vor dem kleinen Schlafgemach.

Leise öffnete sie die Thüre, aus Furcht, Johanna zu

wecken; aber zu ihrem größten Erstaunen fand sie diese noch auf dem Sopha sitzen. Johanna hatte den Kopf nachdenkend in die Hand gestützt. Das Licht war tief hinabgebrannt und dem Erlöschen nahe.

„Bist Du noch nicht zur Ruhe gegangen, liebe Johanna?" fragte Marie. „Ich freute mich schon innerlich bei dem Gedanken, Dich im Schlaf und Ruhe zu wissen."

„Schlaf und Ruhe?" wiederholte Johanna traurig. „O Marie, Beides werde ich erst im Grabe finden."

Marie antwortete nicht. Es trat ein augenblickliches Schweigen ein.

„Marie," begann Johanna, „glaubst Du, daß die Liebe die Frühlingsblume des Lebens ist, welche mit den ersten Jugendrosen verblüht, oder daß sie jene überleben kann?"

„O nein, Johanna! Ich weiß, daß die Liebe, diese herrliche Blume, ein Kind der Ewigkeit ist, welches der Vergänglichkeit spottet; denn sie ist stärker, als der Tod," antwortete Marie begeistert.

„Du wirst meine Liebe nicht verurtheilen, weil sie in meiner Brust fortlebt, welche von dem Kummer und der Zeit tief daniedergedrückt ist. Die Welt urtheilt grausam und gefühllos — deßhalb lebe ich einsam und nicht gekannt. Du, Marie, gehörst in dieser Beziehung nicht der Welt an. Du wirst, obgleich jung und unbekannt mit der Qual einer verschmäheten Liebe, mit Deiner Sanftmuth nicht verurtheilen, was ich Dir zu sagen habe. Du selbst hast heute den Schlüssel gefunden, welcher selbst den tiefsten Winkel meiner Seele

aufschließt. Setz' Dich jetzt zu mir, Marie, und wisse, daß Du es allein bist, der ich mein Geheimniß anvertraue."

Bei diesen Worten zog sie Marie zu sich auf das Sopha.

„Mein Vater," begann Johanna, „war Offizier beim Halsinga=Regiment. Meine Mutter starb bei der Geburt meines einzigen Bruders, und da ich damals erst zwei Jahre alt war, so erinnere ich mich nicht mehr ihres Bildes, obgleich mein Vater durch seine lebhaften und liebevollen Beschreibungen seiner unvergeßlichen Johanna, meiner Seele eine Art Anschauung von ihr gegeben hat. Mein Bruder starb in einem Alter von drei Jahren; und da ich jetzt die Einzige war, welche meinem Vater von seinen Lieben übrig geblieben war, so wurde ich auch seine einzige Freude, ja fast sein Abgott. Meine Kinderjahre verflossen bald und schön, und die theuersten Erinnerungen dieser Zeit sind einzig und allein die Liebe meines theuren Vaters und das kleine freundliche heimathliche Haus auf einem von Birken umschatteten Hügel am Strande des frischen Dalalf."

„Mein Glück war kurz; in einem Alter von eilf Jahren verlor ich meine einzige Stütze, mein Alles auf Erden. — Der Pfarrer unserer Gemeinde, ein guter ehrwürdiger Mann, nahm mich in sein Haus auf; aber bald kam ich auch von dort zu dem Inspektor eines Bergwerkes, welcher erklärte, daß er meinem Vater auf seinem Sterbebette versprochen habe, mein Vormund und meine Stütze zu werden. Er verkaufte das kleine Eigenthum meines Vaters und sagte mir stets, daß er, wenn ich artig und gehorsam sei, mir Speise und Klei=

der geben und mein Bischen Vermögen aufsparen werde, bis ich erwachsen sein würde; im andern Falle aber solle ich später Nichts mehr haben."

„Mein Vormund war ein schlechter, ungebildeter Mensch, aber doch noch lange nicht so schlecht, wie seine Frau. Wenn Fremde zugegen waren, wurde ich geliebkost und „mein süßes Engelkind" genannt, und Madame Erger hörte nicht auf, ihre mütterliche Zärtlichkeit gegen mich zu rühmen; aber kaum waren die Gäste fort, so wurde ich mit Scheltworten und den schrecklichsten Schimpfnamen überhäuft. Ich weinte — und mein Leiden wurde dadurch nur schlimmer."

„Erger hatte einen einzigen Sohn, der, seiner Eltern vollkommen würdig, aber noch roher, als diese war. Er war siebenzehn Jahr alt, wußte Nichts, aber beherrschte mit der Tyrannei eines Despoten sowohl seine Eltern, als das ganze Haus. Eine seiner Lieblingsvergnügungen war, mir ein Halsband anzulegen, wie er es nannte, und dies bestand darin, daß er mir einen blauen Ring um den Hals kniff."

„Auf diese Weise waren zwei Jahre verflossen; ich hatte Nichts, nur leiden gelernt. Da kam eines Tages die Frau des Pfarrers zu uns. Wir waren im Garten. Erger rief seine Frau zu sich."

„Wie ist es mit Dir, liebe Hanna? Du siehst ja so bleich und verweint aus?" sagte die gute Predigerfrau freundlich zu mir, als wir allein waren."

„Ich begann heftig zu weinen und wollte sie bitten,

mich von hier weg zu nehmen — als plötzlich Ergers Frau zurückkam, da sie wahrscheinlich fürchtete, ich würde sie bei der Fremden anklagen. Ein schrecklicher Blick von ihr sagte mir, daß mich meine Thränen viel kosten würden und ich stand eine Todesangst aus, als die Predigersfrau abreiste. Mit einem befehlenden „Johanna!" rief mich meine Pflegemutter hinein, und mehr todt als lebendig, trat ich vor die aufgereizte Tigerin, welche mir mit Donnerstimme befahl, ihr zu gestehen, was ich der Predigerfrau gesagt habe. Da ich antwortete, daß ich ihr nichts gesagt habe, stieg ihre Raserei zum Aeußersten, und hätte mich ihr Mann nicht aus ihren Klauen befreit, so würde ich kaum mit dem Leben davon gekommen sein."

„Wie kannst Du Deine gute Mutter so unverschämt aufreizen!" sagte Erger und gebot mir, hinab zu gehen, um mich zur Ruhe zu legen."

„Mit blutigen Streifen übersäet und an Armen und Gesicht blutend, kam ich in die Mädchenkammer, wo mein Bett stand. Ohne mich zu entkleiden, warf ich mich auf das Bett. Alles ward bald still im Hause, nur nicht in meinem armen Herzen. Da es Sonntag Abend war, befanden sich die Mädchen alle draußen, und ich war also allein im Gemach."

„Ich stand auf, öffnete leise die Hausthür und eilte hinab an den Fluß, mit dem schrecklichsten Entschluß, welchen eine Menschenseele fassen kann, einem Entschlusse, für den nur der Himmel Verzeihung hat."

„Ich kniete nieder und flehte zu Gott, er möge meine Seele zu sich nehmen und mich Vater und Mutter wieder sehen lassen — und mit einem „Herr Gott!“ sprang ich hinab in die klare Fluth.“

„Ich erwachte am Ufer wieder und zwar in den Armen eines Mannes. Ich erkannte in ihm sogleich einen Buchhalter wieder, welcher einige Wochen in unserem Bergwerk gewesen war. Ich schämte mich jetzt unbeschreiblich, aber seine Freundlichkeit beruhigte mich wieder.“

„Er erzählte mir, daß er nahe am Ufer gelegen habe, um auf einen Kameraden zu warten, mit welchem er in der schönen Sommernacht eine kleine Wasserfahrt verabredet habe; daß er mich sogleich gewahrt und wieder erkannt habe und mit Erstaunen allen meinen Bewegungen gefolgt sei, ohne meine Absicht errathen zu können. Die letztere war ihm erst klar geworden, als ich in's Wasser stürzte, wo er mir nachgesprungen war und mich gerettet hatte.“

„Ich weinte. — — — „Ach, wenn ich doch nicht gerettet wäre!“ schluchzte ich, als ich wieder an mein Unglück dachte.“

„Jetzt begann er, mir das Sündige in einem solchen Wunsche vorzustellen und mich an den zu erinnern, der allein Herr über Leben und Tod ist. Ich schauderte, als ich ihn so sprechen hörte und bereute tief meinen Fehler. Er munterte mich wieder auf und bat mich gar freundlich, ihm Alles zu erzählen. Ich that es; er wurde gerührt durch meine Erzählung und bat mich, ihm stets zu erzählen, was mir wi-

verfahre, und ihn als meinen besten Freund anzusehen. Darauf begleitete er mich eilig nach Hause, damit ich schnell meine nassen Kleider ablegen könne. An der Haustreppe schied er von mir; hier erneuete er das Versprechen seiner Freundschaft, bat mich, geduldig zu sein und ja Niemandem von dem Geschehenen zu erzählen."

„Nach diesem merkwürdigen, auf mein ganzes Leben einwirkenden Abend fühlte ich mich nicht mehr so unglücklich, wie vorher. Es war, als habe ich Gott für eine große Sünde um Verzeihung zu bitten. Ich wurde demüthig, geduldig und zufrieden; denn ich war ja nicht mehr allein in der Welt, ich hatte einen Freund, und es schien mir, als seien Alle schonender gegen mich geworden. Die Zeit schritt allmählig fort, und mit jedem Tage schloß sich mein Herz inniger an den Retter meines Lebens an, der jetzt mein Freund, mein Bruder, mein Alles geworden war. Seine Neigung zu mir stach in Allem, ja in der kleinsten Kleinigkeit hervor, obgleich wir uns unsere gegenseitige Hinneigung nicht zu zeigen wagten. Die Stunden, wo ich Lemner sah, waren meine heitersten; — ja, er war es, Marie!" sagte Johanna und fiel weinend in Mariens Arme.

„Wo war ich stehen geblieben?" fragte Johanna nach einem augenblicklichen Schweigen, und nachdem Marie ihre letzten Worte wiederholt hatte, nahm sie ihre Erzählung folgendermaßen wieder auf:

„Wenn ich im Webestuhl saß, dann war ich ja einsam und konnte an ihn denken, und troß dem war ich fleißiger,

als alle Anderen und brauchte also selten Scheltworte zu hören. — Ich war sechszehn Jahr alt und sollte zu meinem ersten Gange zum Abendmahl vorbereitet werden; aber dies Glück, nach dem lange mein Herz gepocht, wurde mir durch den Tod des guten Pfarrers verbittert. Ich trauerte tief um ihn, obgleich auch sein Nachfolger diesen heiligen Beruf mit Wärme und Eifer verrichtete. Am Abend des Tages, wo ich zum erstenmal das heilige Abendmahl genossen, ging ich nach demselben Hölzchen, wo mich mein Retter in seinen Armen gehalten."

„Lemner stand vor mir. Er setzte sich an meine Seite, er sprach so liebevoll, so brüderlich zu mir, und ohne daß ich es selbst wußte, war mein Kopf an seine Brust gesunken. Ach, lange hatte ich nicht an einem menschlichen Herzen geruht."

„Nachdem wir lange mit einander gesprochen, drückte er mich in seine Arme. „Gott segne Dich, meine Johanna!" rief er mit frommer Miene."

„Jetzt ging ein neues Glück in meinem Herzen auf. Ich wußte keinen Namen für das Gefühl, welches für meinen Johannes in meiner Brust lebte — denn so nannte ihn jetzt mein Herz. Ich fühlte, daß er mir mit jedem Augenblicke theurer wurde."

„Ergers Frau, obgleich sonst immer böse, war dies jetzt doch in geringerem Grade, da ich ihr schon nützlich sein konnte; nichts desto weniger fühlte ich mich doch in ihrer Gesellschaft gepeinigt, wo Unwahrheit und Schlechtigkeit unsere steten Ge-

sellschafter waren; aber ungeachtet der gränzenlosen Bosheit, mit welcher sie mich überhäufte, war mir dieser Ort, der sonst meine Hölle gewesen, die liebste Stelle auf der ganzen Erde."

„Der Sohn meines Pflegevaters, welcher zur See gefahren war, hatte jetzt seit vier Jahren nichts von sich hören lassen und Niemand wußte, wo er jetzt lebte, oder ob er gar todt sei. Eines Abends kam er ganz unvermuthet in sein väterliches Haus zurück. Die Freude seiner Eltern war übergroß. Arnold, so hieß er, schien auf seiner Reise sehr gewonnen zu haben. Er war nicht mehr so roh und zeigte für mich eine Frenndlichkeit, welche mich zugleich in Erstaunen setzte und freute, die sich aber bald in den schrecklichsten Plagegeist meines Lebens verwandelte. Er sagte mir, daß er mich liebe; aber wie ungleich war das Gefühl, welches er Liebe nannte, gegen das reine und warme in der Brust meines Johannes! Ich sage, m e i n e s Johannes, denn seit einem Jahre waren wir im Geheimen verlobt. Arnold's Verfolgungen entgingen Lemners Aufmerksamkeit nicht. Er litt bitter dadurch, aber blieb ruhig."

„Ein Jahr verschwand nach dem andern und immer schrecklicher wurde meine Lage. Arnold war im höchsten Grade gegen mich aufgereizt und — wie ich glaube — ohne es recht zu wollen, beschloß er, sich um meine Hand zu bewerben; theilte auch seinen Eltern diesen Wunsch mit. Er war zu dieser Zeit sieben und zwanzig, ich ein und zwanzig Jahre alt. Durch eine Unterredung der Erger'schen Familie über diese

Angelegenheit erfuhr ich, daß sie unsere Verbindung wünschten, aber nur aus dem Grunde, weil ich als ein armes und schutzloses Mädchen und an Demuth und Abhängigkeit gewöhnt, besser für ihn als Gattin passen würde, als irgend eine Andere. — „Wenn er sie mit Füßen tritt, so schreit sie nicht," sagte meine sogenannte Mama, „und so muß diejenige sein, welche Arnold's Frau sein soll," setzte sie grinsend hinzu."

„Die Sache wurde mir vorgestellt; — ich weigerte mich; — es entstand ein Aufruhr im Hause; — ich aber stand fest. Ich bat — man drohte mir, man beschimpfte mich, und endlich sagte der Alte, daß er als mein Vormund schon Mittel wissen werde, mich zu zwingen, wenn alles Andere nicht helfen wolle. Während dieser schrecklichen Tage, in deren empörende Auftritte nicht einmal Lemner sich mischen durfte, langte ein Brief von einem Seekapitain an, dessen Schiff bereit stand, nach Amerika zu segeln; dieser fragte Arnold, ob er ihn begleiten wolle. Die Mutter wollte es durchaus nicht; aber der Vater, welcher sah, wie große Summen Arnold in dem Jahre verschleudert, welches er im elterlichen Hause zugebracht hatte, und auch mit der Zeit allerlei große Ausschweifungen seines Sohnes entdeckte, welche ihn, den Vater, zu unaufhörlichen großen Ausgaben gezwungen hatten, wünschte dies — und da auch Arnold's Wille mit dem seines Vaters übereinstimmte, so wurde die Reise festgesetzt."

„„Ich komme recht gut von dieser Heirath los,"" sagte er beim Abschiede verächtlich zu mir; „„ich reise zu wärmeren

und schöneren Mädchen, als die, welche ich hier verlasse; aber eine Kugel hätte ich doch gern dem Buchhalter als Erinnerung von mir in seinem Hirnschädel zurückgelassen!'"

„Er war fort und es wurde wieder ruhiger in meinem, noch ruhiger vielleicht in Lemners Herzen."

„Jetzt, wo ich mich mehr entwickelt hatte, obgleich ich eigentlich keine Bildung weiter besaß, als die, welche mir meine gesunde Vernunft eingab, begann ich, einzusehen, daß Johannes fast aller jener vortheilhaften Eigenschaften entbehrte, welche ich bei vielen andern Männern sah; aber er war ja dafür so gut, er liebte mich so zärtlich, er war die einzige Freude, die einzige Stütze meiner Jugend; sein Bild war in meinem Herzen fest gewachsen, und kein Anderer war oder konnte für mich werden, was er mir war."

„Einige Jahre waren wieder verflossen, als der Pfarrer, welcher mir bei meiner Confirmation das heilige Abendmahl ertheilt hatte, um meine Hand warb. Dieser Vorfall that mir unendlich wohl, denn ich sah und hatte lange gesehen, daß er mich lieb hatte; aber ich sagte ihm aufrichtig, daß mein Herz schon einem Andern gehöre, und da Erger, sowohl aus Furcht, mich aus seinem Hause zu verlieren, als in dem Gedanken, daß ich dereinst Arnold zugehören sollte, diese Parthie nicht wünschte, so war die Sache bald abgemacht. Lemner erfuhr dies, und seine Freude, sich so geliebt zu sehen, gab auch meinem Herzen neuen Muth."

„Johannes dachte nach und nach darauf, sich einen eigenen Heerd zu gründen, um der Welt die Liebe zeigen zu

können, welche er jetzt, aus Furcht, mich gemißhandelt zu sehen, verheimlichen mußte, obgleich Viele sie wohl ahnten. In jedem Jahr nahm er sich vor, von hier fortzuziehen; aber der Besitzer des Bergwerks, welcher sahe, daß Alles unter Lemners Verwaltung den schönsten Fortgang hatte — denn Erger that just gar nichts — bat ihn stets, zu warten bis der alte Erger todt sei, worauf er dann den Inspektorsdienst erhalten solle."

„Oft schon hatte Lemner von einem reichen Onkel in West-Gothland gesprochen, der aber so geizig war, daß er nie ein Wort von Lemner hören wollte; ja, dieser sollte nicht einmal etwas von seinem Besitz erben, sondern derselbe als selbsterworbenes Eigenthum seiner einzigen natürlichen Tochter zufallen."

„Johannes, der, obgleich arm, doch die Pracht und ein Leben im Ueberfluß in hohem Grade liebte, erzählte mir dies oft mit großem Kummer, und nur meine Liebe und meine Vorstellungen konnten ihn dann beruhigen."

„Ganz unvermuthet kam plötzlich ein Brief von dem reichen Onkel, welcher zufällig von Lemners Geschicklichkeit und Tauglichkeit gehört hatte. Er bat ihn in diesem Briefe, die Oberaufsicht sowohl über das Bergwerk zu übernehmen, bei welchem er wohnte, als über diejenigen, welche er weiter hinauf im Lande besaß."

„Einen Augenblick zögerte Johannes."

„Ein Richtsteig zu unserem Glück!" rief er plötzlich aus und schloß mich ganz entzückt in seine Arme."

„Vor unserer Trennung beschloß Johannes, den alten Erger mit unserer Liebe bekannt zu machen, und ihn um seine Erlaubniß zu unserer Verbindung zu bitten. Die beiden Alten rasten schrecklich bei dieser Nachricht. „Wir wollen uns die Sache bedenken," sagte der Alte etwas ruhiger; aber Lemner forderte ohne Aufschub seine Einwilligung; und nach den dringendsten Bitten und Vorstellungen wechselten wir in Ergers Gegenwart die schon vor sechs Jahren nur vor den Augen des Himmels gewechselten Ringe."

„Der Abschied war schwer. Das ganze Leben verfinsterte sich vor meinem Blick; aber die süße betrügerische Hoffnung, bald ihm gehören zu können, belebte und tröstete mein Herz."

„Da nun die Alte die Hoffnung aufgeben mußte, mich jemals als Arnold's Gattin zu sehen, und sie auch fürchtete, sich bald meiner, wie sie glaubte, ihr unentbehrlichen Hülfe in den häuslichen Geschäften beraubt zu sehen, so brach ihre frühere Bosheit gegen mich wieder in so hohem Grade aus, daß ich nur durch Lemners zärtliche und dringende Briefe all' die Leere und den Zank aushalten zu können glaubte, welche mich umgaben."

„Da kam wieder ein neuer Brief von Lemner. „Mein Onkel gestattet mir nicht, mich zu verheirathen, so lange er lebt," schrieb mir Johannes; „denn in diesem Fall soll seine Tochter meine Gattin werden.""

„Mit blutendem Herzen schlug ich ihm vor, mich zu vergessen, die Wünsche seines Onkels zu erfüllen, und sich mit der reichen Erbin zu verheirathen."

„„Kein Wort davon, Johanna!" antwortete er und gab mir die Versicherung, daß wir auch ohne ihr Vermögen Alles im Ueberfluß haben würden, was wir gebrauchten, da er jetzt die Gewißheit habe, der Besitzer des großen Leudafors zu werden, welches der Alte vor einigen Jahren mit dem ganzen Inventar gekauft habe. Diesen Worten folgte eine glänzende Beschreibung der Zukunft, welche ich mit ihm theilen sollte und in welcher Beschreibung Pracht und Glanz die Hauptrolle spielten. Ich erkannte hierin seine Schwachheiten wieder, welche oft bei unserem Zusammensein streitige Punkte gewesen waren, da wir uns hierin in dem Begriff von irdischer Seligkeit nie einigen konnten; aber ich dachte: „Er ist ja so gut und die Liebe wird doch die größte Freude seines Lebens bilden.""

„Zwei Jahre waren dahingestrichen, seit wir uns getrennt hatten; da benachrichtigte mich Lemner von dem schleunigen Tode seines Onkels und von dessen Tochter. Ein schweres Nervenfieber hatte Beide hinweggenommen. Der Brief war kurz und also nicht so reich an Zärtlichkeit, wie die übrigen."

„„Jetzt ist er zu reich für die arme Johanna!" seufzte ich und sank fast ohnmächtig auf einen Stuhl."

„In diesem Zustande überraschte mich Ergers Frau. Lemners Brief lag offen vor mir auf dem Tisch."

„„Siehst Du? — Habe ich es Dir nicht gesagt, Johanna?" rief sie, als sie die wenigen Zeilen gelesen hatte. „Wenn er erst ein reicher Mann wird, so bist Du vergessen! —

Du hättest damals meiner Warnung glauben sollen! Aber betrübe Dich nicht zu sehr, mein Kind, es wird sich schon ein Anderer finden! Ist das ein Brief von einem Bräutigam?" — Mit diesen Worten warf sie den Brief verächtlich fort."

„„Was sollte er denn in einem solchen Augenblicke schreiben?" antwortete ich verletzt. „Soll er mir Liebeständeleien schreiben in dem Hause des Todes?""

„„Ei was, Tändeleien nicht, liebes Kind, aber einige zärtliche Worte, die kurze Nachricht, daß er sich bald werde verheirathen können — sag', würdest Du das nicht in seiner Stelle gethan haben?""

„„Bei einer solchen Gelegenheit nicht," antwortete ich; aber das Herz wollte mir brechen, denn ich war ganz ihrer Meinung, und im Uebermaaß der bittersten Gefühle beschloß ich sogleich an ihn zu schreiben."

„„Ich will ihn nicht zwingen," dachte ich und schrieb ihm, daß ich ihn von all' seinen Versprechungen entbände und daß er sich jetzt eine junge reiche Braut wählen solle, welche besser in die hohen und großen Säle passe, als die arme Johanna, die nur an Einfachheit und Arbeit gewöhnt sei. Ich bat ihn, mich niemals wieder zu sehen; ich bat um, Gott weiß, was Alles und kleidete meinen Wunsch in kalte Worte, um ihn nicht zum Mitleid zu bewegen, während mein Herz bersten wollte vor Liebe und Verzweiflung. Gleichsam aus Furcht, daß ich meinen Entschluß bereuen könnte, versiegelte ich den Brief sogleich und sandte ihn ab; jetzt aber

überfiel mich eine schreckliche Verzweiflung, denn ich erwachte wie aus einem Anfall von Wahnsinn. Schon wollte ich ihm einen andern Brief schreiben, und zwar in der alten Sprache der Liebe — aber ich schämte mich. „Wenn er mich wirklich liebt — was schadet denn das, was ich geschrieben habe?" rief ich beruhigt aus. „Er wird ja leicht einsehen, daß nur sein Reichthum mich zu diesem Schritte des Zartgefühls bewogen. Bin ich ihm theurer, als seine Schätze, so wird er mich ja doppelt zu würdigen wissen!" — Bei diesem Gedanken schlug mein Herz wieder von Hoffnung und Seligkeit."

„„O wäre er doch arm, wie früher!" seufzte ich oft, wenn während der langen Tage der Erwartung finstere Zweifel meine Seele quälten. Ich wartete; ich wartete lange, sehr lange — — niemals erhielt ich wieder eine Zeile, ein einziges Wort von ihm!" —

Johanna sank weinend in Mariens Arme. Auch Mariens Auge füllte sich mit Thränen. So verschwanden einige Minuten.

„So, gute Marie," fuhr Johanna endlich wieder fort und erhob leise den Kopf, „so war mein Schicksal; Du wirst wissen, wie theuer mein Herz dies bezahlte. — Ich verfiel in eine Krankheit. Ich bat Gott inbrünstig, mir ein Leben zu nehmen, in welchem mir ja jetzt nichts mehr übrig blieb; aber Er wollte es nicht so. Ich sollte diese Prüfung erdulden und manche freudenleere Jahre folgten derselben. Ich war wieder gesund; niemals waren Ergers so gut gegen

mich gewesen, wie jetzt. Zwar flossen jedesmal noch Schmähungen von ihren Lippen, wenn ich mein Leiden nicht verbergen konnte; aber bald waren sie wieder freundlich. „Sie haben Mitleid mit meinem Leiden,“ dachte ich und versuchte, ihnen dankbar dafür zu sein.“

„Für die Ruhe, welche diesem heftigen Sturme folgte, habe ich nächst Gott am meisten dem Pfarrer zu danken; vor ihm schüttete ich meine Seele aus. Er sprach zu mir viel von dem Nutzen unserer Prüfungen, von der Beruhigung, welche in der kindlichen Zuversicht liege, die sich demüthig und still unter den Willen des gütigen Vaters beugt. Er sprach mit der ganzen Wärme seiner Seele und verwies mich auf manche herrliche und tröstende Stelle der heiligen Schrift.“

„Jetzt drangen in meine Seele die schönen Strahlen eines neuen Tages. In mir ward es Licht und der große, schöne Zweck des Lebens ward mir klar und deutlich. Zwar wohnte noch das theure Bild in meinem Herzen, aber doch hatte ein anderes die schönste Stelle in meiner Seele eingenommen. Zwar feuchtete sich mein Auge in mancher einsamen Stunde mit warmen Thränen, wenn mein Gedanke durch die weiten Räume der Erinnerung irrte und ich für ihn betete, dessen Namen nur die Nacht mich aussprechen hörte; aber ich war ruhig, ich erwartete nichts mehr von der Erde, aber Alles vom Himmel. Ich glaubte mich vor den Stürmen der Erde in einem sicheren Hafen; aber die Ruhe währt nicht lange auf der rastlosen Erde! Arnold kehrte zurück und

mit ihm auch das Unwetter. Jetzt wurden die alten Forderungen erneut; es gab keine Wahl — ich sollte ihm gehören."

„Ich bat, ich bettelte, ich rief ihm seine Ehre vor's Gedächtniß und die Alten flehte ich um Erbarmen an — aber Alles war umsonst. Jetzt wurde mir Alles vorgehalten, was sie für mich gethan hatten und was sie mit Recht von meiner Dankbarkeit fordern dürften. Man zeigte mir das schöne kleine Gut, welches sie für Arnold gekauft hatten, um mich dadurch in Versuchung zu führen; da aber Nichts auf mich wirken konnte, so folgten diesen Vorstellungen die schrecklichsten Beleidigungen; und wenn nicht Gottes Kraft mich unterstützt hätte, so würde ich in meiner Schwachheit unterlegen sein. Endlich — — — O, laß mich diese Schändlichkeiten des rohen, gottlosen Arnold vergessen! Ich schrieb an den Pfarrer, meinen Schutz, meinen einzigen Freund, und nach einigen Stunden war er bei mir. Man verhinderte mich, ihn allein zu sprechen; ich faßte daher meinen Entschluß, ihm in Aller Gegenwart das schreckliche Verhältniß zu schildern, in welchem ich stand, jedoch ohne der Gewalt zu erwähnen, welche man gebraucht, und die vielen gräulichen Laster, welche mir Arnold so abschreckend machten."

„Der Pfarrer suchte, die Sache auf alle mögliche Weise in allem Guten abzumachen, indem er ihnen bewies, wie hart und unmenschlich es sei, mich zu einem solchen Schritte zwingen zu wollen. Er stellte ihnen vor, wie wehrlos ich sei und wie unglücklich meine Lage sei, und zwar auf eine Weise, welche selbst ein Marmorherz hätte rühren können.

Der Alte aber behauptete mit den schändlichsten Hindeutungen auf mein Verhältniß zu Lemner, er habe als Vormund das Recht, mich zu zwingen."

„Da verwandelte sich die sanfte Johannesstimme in die Donnerstimme des Gesetzes; es war, als hätte ein Blitzstrahl vom Sinai das Zimmer durchzuckt; — aber zu ihren Herzen drang er nicht."

„Der Pfarrer, mein unvergeßlicher Freund, bot mir jetzt sein Haus an. Ich willigte ein — denn ich hätte ja lieber die stürmische Novembernacht in der Wüste zugebracht, als unter Ergers Dach. Und doch — hatte ich nicht hier meine Kindheit verlebt, hatte sich hier nicht mein Herz der Liebe und dem Licht erschlossen?"

„„Sie haben Dich doch gepflegt," dachte ich und sank fast bewußtlos in dem Augenblicke hin, wo ich sie verlassen sollte. „O verzeih' mir!" stammelte ich und umschlang die Knie der Alten; — aber sie stieß mich höhnisch zurück. Arnold stand schweigend da; vielleicht durchflog ein besseres Gefühl seine Seele; aber auch dies wurde bald wieder durch ein jubelndes dämonisches Gelächter erstickt. Mit einem sonderbaren Gemisch von Zorn und Kummer legte der alte Erger die Hand auf meine Schulter, als ich fast ohne Bewußtsein von dem Pfarrer in den Wagen gehoben wurde."

„Der Pfarrhof war jetzt mein Obdach, und eine eigene Heimath hätte nicht reicher an Freundschaft und Wohlwollen sein können, als dies. Die junge Frau des Pfarrers war eine gute freundliche Tochter der Natur, die mit der ganzen

Hingebung einer Schwester die Heimathlose aufnahm; der kleine dreijährige Liebling des Hauses, die artige Johanna, konnte mich kaum einen Augenblick verlassen, und in dem freundlichen liebevollen Wesen des Pfarrers fand meine Seele Linderung und Trost."

„So verschwand der Winter. Ergers Verfolgungen waren zu Anfang schrecklich gewesen, aber da sie durch diese Schlechtigkeiten nichts gewinnen konnten, so wurden sie derselben müde. Der alte Erger erklärte, nicht länger mein Vormund sein zu wollen, und durch eine ungereimte und gewissenlose Rechnung für Kleider, Unterhalt und sogenannten Unterricht ging mein kleines Erbtheil als Bezahlung für die Jahre auf, welche ich in seinem Hause zugebracht hatte; einige Hundert Thaler waren Alles, was er, wie er sagte, mir aus besonderer Güte noch ließ."

„Manche, welche dies Betragen Ergers hörten, erklärten sich, als Vertheidiger meines mir auf so empörende Weise geraubten Vermögens auftreten zu wollen; aber mich schauderte vor einem solchen Vorschlage und ich konnte nie dazu überredet werden."

„So still und angenehm mein Leben auch bei diesen guten Menschen verstrich, so sah ich doch ein, daß ich nicht lange bei ihnen bleiben konnte. Die junge flinke Hausfrau bedurfte meiner nicht — ich war also überflüssig. Dies verletzte mein Zartgefühl, und was noch schlimmer war, ich sah, daß in dem Herzen des edlen Pfarrers ein Bild wohnte, welches er vergebens daraus zu entfernen suchte. Er ahnte

nicht, was ich entdeckt hatte, und ich selbst weiß kaum, wie mir dies damals möglich war. Ich kannte sein Ehrgefühl und seine Selbstbeherrschung zu gut, als daß ich eine Veränderung in seinem Wesen hätte fürchten können; aber ich kannte auch die Treue und Beharrlichkeit in seinen Gefühlen zu gut, als daß ich nicht hätte wissen können, daß nur meine Entfernung ihm Ruhe verschaffen könne."

„Ich faßte daher den Entschluß, so bald, als nur irgend möglich, diese theure Freistätte zu verlassen; aber der Pfarrer und seine Frau, besonders die Letztere, wollten hiervon nichts wissen."

„„Wir können Dich nicht entbehren, liebe Johanna," sagte sie mit der ganzen Zuneigung einer Schwester. Diese Worte griffen tief in mein Herz und ließen meinen Vorsatz nur um so schneller reifen."

„Der Sommer war beinah zu Ende und noch hatte sich mir, trotz allen meinen Bemühungen, kein anderes Asyl dargeboten. Der Herbstmarkt in G a f l a kam heran. Wir fuhren dahin ab."

„Am Markttage, als die Pastorin Waltrén und ich vor einer Bude bei einer alten Bekannten der Pastorin, einer Kaufmannsfrau, standen, bemerkte ich einen ältlichen Mann, welcher ganz in die Betrachtung meiner Züge versunken zu sein schien. Auch mein Auge ruhete gern auf ihm — warum, das wußte ich selbst nicht."

„Clara, welche ich auf meinen Unbekannten aufmerksam gemacht hatte, fragte den jungen Kaufmann, ob er diesen

kenne; da er aber antwortete, daß er ihn nie gesehen habe, verließen wir die Bude."

„Im Weitergehen konnte ich mich nicht enthalten, noch einmal die Augen zu ihm zurückzuwenden, und ich sah ihn in lebhafter Unterhaltung mit dem Kaufmann, welchen wir so eben verlassen hatten, wobei er jedoch den Blick nicht von mir ließ."

„Während deß waren wir in unsere kleine Wohnung gekommen, welche wir uns für die Zeit unseres Aufenthaltes in der Stadt gemiethet hatten. Clara war hinaus gegangen, um mit der Wirthin zu sprechen, als plötzlich der Gegenstand meiner Gedanken in's Zimmer trat."

„Schon die ersten Worte, welche er sprach, drangen tief in meine Seele; es war die Stimme meines Vaters, und schon im nächsten Augenblick lag ich an dem Herzen seines einzigen geliebten Bruders. Seit dem Tode meines Vaters hatte er nichts mehr von mir gewußt, als daß Erger zu meinem Vormunde ernannt sei und daß ich mich als Kind in seinem Hause aufgehalten habe. Seit mein Vater todt war, hatte er Norrland nicht mehr besucht; jetzt aber hatte ihn eine sonderbare Sehnsucht, noch einmal diese Gegend und das Kind seines Bruders wieder zu sehen, hieher auf den Markt geführt, wo ihn noch einige Geschäfte festhielten."

„Jetzt theilte ich meinem Onkel das aus meinem Leben mit, was nicht Lemner berührte. Ich hatte noch nicht meinen Wunsch gegen ihn aussprechen können, nicht länger Waltréns Gastfreiheit benutzen zu wollen, als er mir schon

sein Haus anbot, und zwar auf eine Weise, welche mir deutlich zeigte, wie herzlich er dies wünschte."

„Clara war trostlos; ihr Mann sprach viel von der Freude, welche er bei meinem Glücke fühle; aber deutlicher, als in Worten, stand sein Kummer vor meiner Seele."

„Mein Onkel schickte jetzt seinen Buchhalter nach Hause, welchem er, ohne ihm die wirkliche Ursache mitzutheilen, sagte, er wolle noch einige Meilen weiter reisen, hoffe aber, spätestens in vierzehn Tagen wieder zu Hause zu sein. Darauf begleitete er uns nach dem Pfarrhofe, wo er acht Tage lang verweilte."

„Ich will mich nicht lange bei der Schilderung des Abschiedes von der guten freundlichen Clara, ihrer kleinen vierjährigen Johanna und dem edlen gefühlvollen Pfarrer aufhalten. Wie tief ich auch in der Trennungsstunde litt, so sah ich doch, wie nothwendig meine Entfernung war und dankte innerlich Gott, daß er mir eine andere Heimath ausersehen — eine Heimath, in welcher ich jetzt bald vier Jahre verlebt habe, umgeben von all' der Güte und Liebe, welche nur einer Tochter widerfahren kann."

„Die Freude, oder was wir gewöhnlich so nennen, kehrte zwar nie in meine Seele zurück; aber ich war ruhig — ruhig bis zu dem Augenblick, wo Lemners Namen wieder in mein Ohr drang. Er wohnte nicht sehr weit von mir entfernt; — er sollte sich verheirathen. Diese Nachrichten erschütterten meine Seele. Ich sah Dich, sanft und mild, wie ein Engel. Ich liebte Dich deßhalb, vielleicht aber noch mehr

deßhalb, weil Du seine Braut werden solltest. Jetzt, Marie, weiß ich, daß dies nicht Dein Wille ist und daß mit Gottes Hülfe Niemand Dich zwingen kann, Dein Herz aufzuopfern."

„Meine Ohnmacht verrieth heute mein Geheimniß, und seit ich wußte, daß Du ihm nicht zugehören wolltest, that es mir so wohl, noch einmal von ihm sprechen zu können, den weder die Zeit, die Ferne, noch irgend ein Verhältniß aus meinem Herzen zu reißen vermag."

Johanna schwieg und saß einige Augenblicke in tiefes Nachdenken versunken da. — —

„Marie," sagte sie endlich, gleichsam erwachend, „Du wunderst Dich, daß Lemner jemals der Gegenstand so großer Liebe sein konnte; aber thu' das nicht, Marie! Wenig Menschen passen wohl in ein Verhältniß, zu welchem sie nicht auferzogen worden, oder zu dem sie nicht stufenweise hinauf gestiegen sind — wenigstens bedarf es dazu eines helleren Kopfes, als Lemners. Ich sagte Dir ja, daß ich schon während der glücklichen Zeit unserer Liebe sah, daß er Fehler an sich hatte, und der größte von diesen war eine übertriebene Liebe für Pracht und Reichthum. Urplötzlich fielen ihm diese Abgötter seines Herzens zu; er überließ sich ihnen mit seiner ganzen Seele und bis jetzt hat noch kein edleres Gefühl die Verehrung dieser Abgötter in ihm unterdrücken können. Er hat sein einfaches natürliches Wesen mit einer angenommenen, ihm sonst fremden Lebensweise vertauscht, die ihm aber nie zur Natur werden kann."

„Ach, Marie, hättest Du ihn in seiner einsamen verlassenen Lage gesehen, Du würdest ihn geliebt haben, wie ich; denn, Marie, die erste Liebe ist doch der Lebensgeist in unserem Wesen und sie endet erst mit dem letzten Schlage unseres Herzens.“

Marie seufzte tief und zerdrückte schnell die Thräne, welche in ihrem Auge glänzte.

„Aber er ist gut, wohlthuend und von seinen Untergebenen geliebt — nicht wahr?“ fuhr Johanna mit steigendem Gefühl fort.

„Ja, das ist er, gute Johanna,“ antwortete Marie liebevoll und überzeugend; „Armuth und Dürftigkeit finden in ihm stets einen Freund, einen Helfer, und manches stille, aber warme Dankgebet, steigt für ihn aus den Wohnungen des Kummers und der Noth.“

„Ach ja, sein Herz — dies gute Herz, kann keine Zeit, kein Glück verändern!“ rief Johanna mit strahlenden Augen. „Du würdest gewiß glücklich mit ihm werden, Marie! — Doch nein, Du nicht mit Deiner Jugend, Deiner Erziehung und Deiner hohen Ausbildung; aber an Deiner Seite würde er ein anderer Mensch geworden sein. Ach, daß er so glücklich geworden ist! — Aber Du liebst einen Andern und er, der Arme, soll seinen Weg allein wandern! Keine wird ihn lieben, Keine sein Leben glücklich machen!“ — —

Unter heftigen Thränen sank Johanna wieder an Mariens Brust. — „Ich brauche Dich nicht zu bitten, ihm nie die arme vergessene Johanna zu nennen,“ seufzte sie; — aber

um Eines bittte ich Dich, Marie: Werde seine Freundin, nenne ihm seine Fehler und entferne aus seinem Wesen dies Streben, zu gefallen, von dem Dein Bruder so viel gesprochen und das ihn sicherlich in Mancher Augen lächerlich machen wird. Thue dies, Marie, und der Himmel und ich werden Dich dafür segnen. —"

Der Mond war jetzt am Himmel erschienen und warf seinen matten Schein auf die beiden Mädchen, deren Seelen in einer innigen Umarmung verschmolzen zu sein schienen. Marie, die junge blühende Marie, glich dem schönen Veilchen des Tages, das, umschattet von dem sanften Grün, geknospet und das blaue Auge zu dem wohlthätigen Frühlingslicht aufschlägt — Johanna hingegen glich der Wasserlilie mit ihrem bleichen Kelch, die, aus Thränen geschaffen und genährt, wenn auch schwankend, doch ruhig im Sturme der Wellen da steht.

Zehntes Kapitel.

Am Tage nach Axels Rückkehr in den Pfarrhof, als er den Eltern genau seine Reise geschildert, die Grüße bestellt, Tante Louises neue Wohnung beschrieben, von Charlottens

Bräutigam und dem Aufsehen erzählt hatte, welches Marie in der kleinen Stadt erregt hatte, saß Axel auf seinem stattlichen Fleipner, und jagte auf dem Wege nach Strålvik dahin.

Vom Balkon aus grüßte ihn die Majorin mit dem gnädigsten Kopfnicken, er war also gezwungen, ganz gegen seine Berechnung, zuerst ihr seine Aufwartung zu machen, ehe er sich in den Flügel begab, wo Gustav wohnte.

So liebenswürdig waren Ihre Gnaden Axel noch nie erschienen. Sie hatte so viel zu fragen, so viel zu erzählen, daß Axel, obgleich er die Kunst, jeden geringsten Ausweg zu benutzen, recht gut verstand, doch jetzt keinen einzigen solchen finden konnte, der ihn hätte erlösen können.

Endlich stand er auf; aber ehe er noch die Einleitung zu seinem Abschiedsgesuch beginnen konnte, erhob sich auch die Gnädige, welche ahnte, daß er sie verlassen wolle, und fragte ihn artig, „ob Herr Sylvén sie nicht in den Garten begleiten wolle."

„Gehe ich mit, da komme ich gar nicht los," dachte Axel, und bat die Majorin, dies Vergnügen noch einige Augenblicke aufschieben zu dürfen, da er erst mit Werther zu sprechen wünsche.

„Er ist jetzt mit dem Unterricht der Kinder beschäftigt," antwortete die Majorin, indem sie ganz wunderlich die Lippe verzog.

„Sowohl er, wie die Knaben werden wohl einen Augenblick der Ruhe bedürfen," wendete Axel scherzend ein und

wollte schon gehen, als die Majorin äußerte, sie wolle ebenfalls in dem Schulzimmer einen kleinen Besuch machen.

„Das ist gewiß eine unerwartete Ehre für Gustav," sagte Axel, und seine Stirn färbte sich mit einem flüchtigen Roth. Glücklicherweise aber begegnete ihnen auf dem Hofe ein Wagen mit zwei älteren Herren, und da der Major nicht anwesend war, so waren Ihre Gnaden genöthigt, die Fremden selbst zu empfangen und also umzukehren.

„Darf ich Sie bitten, Herr Sylvén, Alma zu sagen, sie solle sogleich herauf kommen, um den Herren mit mir Gesellschaft zu leisten?" sagte sie leise zu Axel, nachdem sie die Fremden artig begrüßt hatte.

Die Thür zu dem sogenannten Schulzimmer stand offen — Axel ging hinein und stand einige Augenblicke als stummer Betrachter dessen da, was in dem Zimmer vorging.

In einem Winkel des Zimmers — vermuthlich dem kleinen Ehrenplatz, welchen wir den Schandwinkel nennen — stand Harald mit langen Eselsohren am Kopfe, obgleich keineswegs mit dem frommen Aussehen eines Esels. Otto saß da und las mit lauter Stimme das achte Gebot, welches er mit den einfachen, leiser ausgesprochenen Worten: „Du sollst nicht lügen!" vertauschte, und warnend auf den Sünder in der Ecke blickte.

An einem Fenster saß Alma, mit dem Zeichnen einer Landschaft beschäftigt; sie hatte den Kopf halb hinab gebeugt und die reichen dunklen Locken ringelten sich über ihre runden Schultern. Gustav stand hinter ihrem Stuhl, wie es

schien, im Anblick der holden Gestalt versunken. Er faltete die Hände und sein Blick senkte sich vor dem schönen Mädchen mit einem Ausdruck, welcher zu sagen schien: „Dorthin darf ich nicht blicken!“

Ein wunderbares Gefühl preßte Axels Brust zusammen; er stand wie festgezaubert da.

„Er liebt Alma!“ flüsterte eine dämonische Stimme in seinem Herzen und dunkel ward es vor seinen Augen. Aber Axel besaß Selbstbeherrschung. Er erholte sich bald wieder von seiner Ueberraschung und trat schnell in das Zimmer, als sei nichts vorgefallen. Eine leichte Röthe trat auf Gustavs und Almas Wangen; am höchsten aber erglühte Gustavs Antlitz, und nicht ohne eine gewisse Verlegenheit reichte er Axel die Hand.

„Ich habe Euch überrascht?“ sagte Axel gleichgültig, aber doch bitter.

„Ach nein, wir freuen uns sehr,“ sagte Alma traulich, aber mit gesenktem Blick, denn der bittere Ton, in welchem Axel gesprochen, hatte sie verlegen gemacht. „Was macht Marie?“ setzte sie hinzu und blickte flüchtig in Axels Antlitz.

„Marie befindet sich wohl; — wie wäre es auch anders möglich, da sie von Freundinnen und Vergnügungen umgeben ist.“

„Hören Sie jetzt mit dem Zeichnen auf, Fräulein Alma!“ sagte Gustav mit einem leisen Seufzer, welcher Axel nicht entging und dessen Bedeutung er zu verstehen glaubte.

„Sind denn so viele junge Mädchen in der kleinen Stadt?" fragte Alma kindlich.

„Eine so große Zahl eben nicht, aber eine ausgewählte; und eben so gibt es auch recht hübsche Männer dort. Eine von den zukünftigen Cousinen meiner Schwägerin ist ein wahrer Engel an Schönheit und Unschuld und der junge Bürgermeister der Stadt gilt sogar meiner sehr wählerischen Schwester für den Typus männlicher Vollkommenheit."

Es wurde stille im Zimmer; nur Ottos Worte: „Daß wir unsern Nächsten nicht fälschlich belügen, verrathen, afterreden, oder bösen Leumund machen," unterbrach warnend das Schweigen.

„Fräulein Alma, Sie möchten zu der gnädigen Frau hinauf kommen!" rief plötzlich eine Mädchenstimme in das Zimmer.

Alma fuhr zusammen und stand sogleich auf.

„Wollen die Herren nicht mit mir kommen?" fragte sie und blickte bittend auf Gustav.

„Ich nicht," antwortete Gustav freundlich; „aber Axel vielleicht!"

Axel zögerte. — „Was für ein Vergnügen kann ich in der Gesellschaft eines Kindes finden, und zwar eines Kindes, das nicht einmal ein unschuldsvolles Wesen besitzt, sondern Gustav von Mariens Herzen lockt? — Aber was soll ich Gustav sagen, der mich doppelt betrogen hat? — Doppelt — was heißt das?" fragte er sich selbst. — „Gleichviel, ich gehe mit ihr!"

„Nicht ein Wort, nicht einen Gruß von Marie!" seufzte Gustav und warf sich in das Sopha.

„So liebt sie also einen Andern! Der Bürgermeister ist, wie sie sagt, der Typus männlicher Vollkommenheit! Marie, gehörst auch Du zu den Lügnerinnen in Engelgestalt? Du sagtest doch, daß Du mich liebtest — nicht zu mir, denn das würde Dir noch zu verzeihen sein; aber Du sagtest es zu Dir selbst, zu Gott — und jetzt! — Aber sie konnte ja dennoch niemals mein werden; aber lieben konnte sie mich doch. — Aber wozu diese Liebe? Ach, wenn diese Liebe so stark, so übergroß gewesen wäre, wie die meinige, so würde sie Marie dennoch dereinst glücklich gemacht haben! — Und auch Axel, mit dem meine Seele zusammen gewachsen war, auch ihn soll ich jetzt verlieren? Er war ja so kalt, so eisig kalt gegen mich. Jetzt mag ich froh sein, daß ich ihm meine Liebe nicht gestanden. Jetzt mag sie sterben — nein, nicht sterben, aber in meinem Herzen begraben sein; — dort findet sie wenigstens ein warmes Grab!"

Ein Bedienter trat herein und meldete ihm, daß der Thee bereit stehe.

„Otto, Du kannst jetzt gehen! — Harald, Du bleibst, bis Du Deinen Fehler erkannt und Deinen Bruder und mich um Verzeihung gebeten hast," sagte Gustav mit ernster Stimme. Harald blieb hartnäckig auf seinem Platze stehen, über die Wangen des kleinen Otto aber rannen warme Thränen.

„Lege Dein Buch zusammen und folge mir, Otto!"

setzte Gustav freundlich hinzu, als er den artigen Knaben weinen sah.

„Guter Herr Werther, lassen Sie mich hier unten bei Harald bleiben!" schluchzte Otto und schlang seine kleinen Arme um Gustav.

„Das darfst Du, Otto! Harald aber muß sich schämen, daß Du so freundlich gegen ihn bist," antwortete Gustav; hierauf sprach er noch einige sehr ergreifende Worte zu dem Knaben. Gustav sah wohl, daß er sie nicht umsonst gesprochen habe, obgleich Haralds Eigensinn ihm jede Reue verbot.

„So sag' doch, daß Du die Unwahrheit gesprochen hast, dann wird Herr Werther Dir wieder gut," bat Otto schmeichelnd.

„Ich habe die Unwahrheit gesagt," antwortete Harald halb laut, gerade, als Gustav die Thür schloß.

„Lieber Herr Werther, Harald gesteht, daß er gelogen hat!" rief Otto und eilte Gustav nach. Dieser kehrte zurück.

„Erkennst Du Deinen Fehler?" fragte Gustav den Knaben abermals.

Kein Laut kam über Haralds Lippen, obgleich Otto ihn unaufhörlich liebkoste.

„Du willst nicht antworten, Harald!" sagte Gustav und verließ das Zimmer.

„Wo sind die Knaben?" fragte die Majorin, als Gustav in den Salon trat. Gustav erklärte in kurzen Worten den Zusammenhang.

Der Majorin stieg das Blut zu Kopf, als sie hörte, daß

Harald, ihr Liebling, so schimpflich bestraft worden sei; denn an sein Vergehen, und ob dies einer solchen Strafe werth sei, daran dachte sie nicht. Ohne ein Wort zu sagen, schenkte sie den Thee ein.

„Es ist uns recht angenehm, daß Sie uns heute Abend noch besuchten, Herr Sylvén!" sagte die Majorin, als sie sich wieder beruhigt hatte, „denn wir beabsichtigen, uns Morgen auf eine längere Reise zu einer von meinen Cousinen, der Freiherrin M—, zu begeben, und werden hoffentlich einige Wochen dort verweilen. Vielleicht hat Ihnen Herr Werther schon davon gesagt?"

„Nein, ich habe noch nichts davon gehört," antwortete Axel nicht ohne Verlegenheit.

Den Abend verbrachte man — wenn auch nicht für Alle — mit Promenaden, Musik und Unterhaltung ganz angenehm. Niemals war die Majorin so artig gegen Axel gewesen, wie heute, und niemals auch hatte Axel so wenig Aufmerksamkeit gegen Alma bezeigt, wie eben heute Abend. — Nach dem Abendbrod wünschte Axel der Herrschaft eine glückliche Reise, nahm Abschied und eilte schnell die breiten Treppen hinab. Gustav folgte ihm.

„Was fehlt Dir, Axel?" fragte er mit fast weicher Stimme, als Axel sich in den Sattel geschwungen hatte.

„Nichts," antwortete Axel. „Sollte mir aber etwas fehlen, so sind dies — Freunde."

„Bist Du nicht mit einem zufrieden?" antwortete

Gustav mit tiefer Stimme und legte seinen Arm auf Gustavs Hand.

„Laß uns nicht weiter hievon sprechen!“ antwortete Axel und verließ Gustav, ohne ihm Lebewohl zu sagen.

„Berausche Dich nicht zu sehr auf dieser angenehmen Reise!“ rief er, dem Pferde den Sporn gebend, und flog die lange Allee hinab.

Gustav stand tief verletzt und unbeweglich da, ohne recht zu wissen, ob er träume oder wache. Endlich kam er zu sich selbst, verließ die Stelle, wo ihn der räthselhafte Axel zurückgelassen hatte und wanderte nach dem dunklen einsamen Park.

„Meine Mutter! Meine geliebte Mutter!“ rief er, sich auf eine Rasenbank niederwerfend, „nur Du liebst mich — nur Du bist meiner warmen Gegenliebe werth. Du allein verstehst das Herz Deines Sohnes — und jetzt — ich schäme mich vor mir selbst bei diesem Bekenntniß — hat Mariens Bild Dich verdrängt, und deßhalb habe ich diese Zurücksetzung verdient. Aber auch Axel hat mich zurückgestoßen — — o Gott, ich kann diesen schrecklichen Gedanken nicht zu Ende denken! — Könnte ich jetzt an dem Herzen der Mutter ruhen und ihre milde Stimme tröstend mein Herz durchdringen; denn wenn Davids Harfe klingt, ist es ruhig in Sauls Brust.“

Sein Haupt sank auf die Brust und lange saß er schweigend da. „Ich möchte nach Högadal eilen und mich in Axels Arme werfen. Aber nein, ich kann es nicht und koste es mein Leben; denn um seine Freundschaft betteln, das ist mir

unmöglich. Ich würde es thun, wenn ich frei wäre und unabhängig von Axel; jetzt aber ist es mir unmöglich, denn ich bin sein Schuldner. — Gerade deßhalb müßte ich es eigentlich thun — unmöglich! Ich kann es nicht; er würde glauben, daß mich niedriger Eigennutz zu einem solchen Schritte bewogen habe. Doch das kann Axel nicht. — Ich will noch einen Versuch machen; er soll sich erklären, obgleich ich seine Gedanken verstehe. Er will, daß Marie sich mit dem Bürgermeister Brenner verheirathen soll; er hat meine Liebe zu ihr entdeckt, und will mich auf diese Art zurückweisen — aber das sieht Axel nicht ähnlich — hat er nicht überdieß Alles gethan, um meine Liebe zu Marien aufzumuntern? — Ich begreife dies nicht; aber ich muß es begreifen!"

Gustav verfiel wieder in tiefes Nachdenken; endlich ging er auf sein Zimmer. Hier warf er sich auf das Sopha und schlummerte endlich ein. —

„Weßhalb war doch Axel böse auf mich?" seufzte Alma und verbarg ihre Thränen in dem weichen Kissen. „O, wie weh' thut mir dies! Aber jetzt, wo er böse auf mich ist, wo er zürnt, ist mir, als liebte ich ihn noch mehr, als sonst, wo er stets so gut, so freundlich gegen mich war. — Ich will beten," dachte sie und faltete die zarten Hände. „Guter Gott!" seufzte sie inbrünstig, „gib mir Axels Freundschaft wieder! Du siehst ja, daß ich nicht leben kann ohne sie! Laß Deinen Engel ihm zuflüstern, daß ich ihm ja nichts gethan habe, laß ihn Axel sagen, daß ich ihn lieber habe,

als — ja, weit lieber, als alle Andern, glaube ich!" Und mit den Gebeten, unter welchen sie allabendlich einschlief, den ihr so theuren Gebeten, welche Axel sie gelehrt hatte, schloß sie heute ihre Andacht und verfiel in einen sanften Schlummer. Kein Zweifel hatte bis jetzt noch die Zuversicht des kindlichen Herzens auf die Allmacht des Gebets gestört. Mit dem Gedanken: „Der Vater im Himmel hört jedes aufrichtige Gebet" schlief sie so sanft und fromm, daß sie sicherlich würdig war, in der seligen Welt zu erwachen, wo wir diesen schönen Glauben wieder erlangen, welchen wir hier durch Verirrungen und gemißbrauchte Gebete verloren.

Der Morgen graute, und mit seinem ersten Sonnenstrahl erhob sich Gustav. Nachdem er in der größten Eile die eben nicht reiche Garderobe zur Reise eingepackt hatte, eilte er hinaus und schlug quer über Wiesen und Felder den Weg nach dem Pfarrhofe ein.

Zu seiner größten Freude war die Hausthür des Pfarrhauses schon geöffnet und mit der stillen Bewunderung des Fleißes und der Ordnung, welche hier in diesem Hause herrschten, und die ihn so innig an die Hütte seiner Mutter erinnerten, wollte er so eben in das Haus treten, als eine Magd in leichter Morgentracht mit einem halb lauten Murren über die (wie sie meinte) Dummheit der Pastorin, daß sie das Garn so ganz verbleicht habe, aus der Thür trat.

Gustav, obgleich nicht zum Lachen aufgelegt, konnte dies doch nicht beim Anblick des Mädchens unterdrücken, welches ihn ganz unbefangen grüßte.

Endlich stand Gustav vor Axels Thür — eben aber zu seiner größten Verwunderung war der Schlüssel herausgezogen und trotz seinem Rufen und Klopfen konnte er keine Antwort erhalten.

„Sollte er mich hören und mir muthwillig nicht antworten?“ fragte er sich selbst und verließ traurig und mißgestimmt die Thür. Als er an der Treppe angekommen war, legte er fast unwillkührlich die Hand auf das Schloß zu Mariens Nebenthür; die Thür ging auf und Gustav trat ein. Ein stiller Friede strömte ihm in dem kleinen Heiligthume entgegen. Er setzte sich in das weiche Sopha, wo er so oft an Mariens Seite gesessen hatte. — — „Dort stand sie, als sie sagte, daß sie mich liebe,“ dachte er bei sich. „O wie süß waren diese Worte! Jedes von ihnen öffnete mir einen neuen Himmel — und jetzt! — Doch, wer weiß! Es ist ja nur meine Ahnung!“ —

In demselben Augenblick fiel sein Auge auf Mariens kleinen Blumentisch, und der erste Gegenstand, welcher sich ihm hier darbot, war die Lilie, welche er ihr geschenkt hatte; aber nicht mehr die frische schlanke Blume, welche sie damals gewesen war, — sie ließ verwelkt das Haupt hängen, die Blumen waren abgefallen, sie stand da, wie das Mädchen, das in der kalten Nacht der Vergessenheit dahinwelkt.

Gustav schauderte in böser Ahnung. „Aber sie ist ja nicht zu Hause, sie ist verreist,“ flüsterte eine beruhigende Stimme in seinem Innern. „Es ist nicht ihre Schuld, daß die Blume nicht gepflegt wird; — aber hätte sie die Blume

geliebt, das heißt, hätte sie mich geliebt, so würde sie für eine pflegende Hand Sorge getragen haben. Ich hätte es gethan und eben so Alle, die wirklich lieben."

Daß alle Blumen in Mariens Zimmer bleich und verwelkt da standen, weil sie der frischen Luft und der Pflege entbehren mußten, das sah Gustav nicht; er sah nur die einzige, welche ihm ein sicherer Zeuge zu sein schien, daß Marie ihn vergessen habe. Er bedachte nicht, daß Marie wenigstens nicht bei ihrer Abreise den Bürgermeister geliebt haben konnte; er war ungerecht, wie wir es Alle sind, wenn wir das Gift des Argwohns und der Eifersucht in uns gesogen haben.

Die Uhr schlug fünf und bei dem Geläute, welches die Arbeiter an die Mühe des Tages rief, erwachte Gustav aus seinem finstern Traum und erinnerte sich, daß die Reise schon nach einer Stunde vor sich gehen solle. Als er bei der Küchenthüre vorbeiging, blickte er dort hinein, um Axel grüßen und ihm sagen zu lassen, daß er ihn gesucht habe; da er aber Niemanden erblickte, so mußte er unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen.

In einer nicht beneidenswerthen Stimmung kam er wieder nach Strålvik zurück, wo die Pferde bereits vor dem Wagen standen. Auf dem Hofe begegnete ihm ein Bedienter, dessen beide Arme mit Schachteln und Kisten bepackt waren, und in demselben Augenblick hörte er, wie Alma von der Treppe ans ihm einen freundlichen „Guten Morgen," zurief.

Gustav ging sogleich dem guten Mädchen entgegen, wel=

ches mit der in ihrem Alter gewöhnlichen Freude über eine Reise sich beklagte, daß die Mutter so eben erst aufgestanden sei, während ihr Vater, der doch erst spät nach Hause gekommen, schon lange in Ordnung sei.

„Aber, mein Gott, Sie sehen ja so erhitzt aus, Herr Werther — wie ging das zu?“ fragte sie theilnahmsvoll, als sie sah, wie Gustavs Wangen glühten.

„Ich wollte mit Axel sprechen, ehe ich abreiste —“ antwortete Gustav, „und deßhalb — — —“

„Waren Sie im Pfarrhofe, Herr Werther?“ fiel Alma ein, indem sich ihre Stimme plötzlich änderte. „Ach, kommen Sie mit mir nach der Bank dort; hier läßt man uns doch nicht in Ruhe, und ich habe Sie so viel zu fragen,“ fuhr sie fort und eilte, Gustav zunickend, unter einen schattigen Castanienbaum, wo sie sich auf die Bank setzte.

„Ach, sprechen Sie jetzt!“ sagte sie bittend, nachdem sie einige Sekunden darauf gewartet hatte, daß Gustav beginnen sollte. „War Axel heute freundlicher, als gestern? — Sprechen Sie doch!“

„Ich habe ihn nicht getroffen, denn er war bereits ausgegangen,“ antwortete Gustav.

„So zeitig? Ach, das war recht schade! Ich hätte sonst erfahren können, ob er noch böse auf mich ist; denn die Reise macht mir jetzt nicht halb so viel Vergnügen, seit Axel so unfreundlich gegen mich war;“ sagte Alma seufzend.

„Böse war er gewiß nicht, und am wenigsten auf Sie, Fräulein Alma,“ antwortete Gustav überzeugend.

„Aber er war doch so verändert; er sprach nicht mit mir, er sah mich nicht an, und als er Abschied nahm, fühlte ich es kaum, daß er meine Hand berührte. Das hat er früher nie gethan!"

„Daß Axel nicht derselbe war, sah auch ich; aber was ihn dazu veranlaßte, ist mir durchaus unbekannt. Vielleicht war er unwohl, oder hatte irgend einen Kummer, welchen er nicht mittheilen wollte, den aber sein offenes Herz nicht gut verstecken konnte."

„Ach dann mag er lieber böse auf mich sein!" rief Alma mit unverstellter Hingebung, und zwei klare Thränen fielen auf das helle Reisegewand.

Jetzt ertönte die Caffeeglocke. Die Wagen fuhren vor und Harald und Otto kamen in voller Reisekleidung, um Schwester Alma zu schelten, welche noch da saß, als sollte sie zu Hause bleiben.

Eine halbe Stunde später kamen Ihre Gnaden im Mantel und tief in einen grünen Schleier gehüllt herab, und wurden mit gebührender Eskorte in den großen Reisewagen gehoben, wo der Major an ihrer linken Seite Platz nahm. Der große eng vollgepfropfte Reisesack wurde auf den schmalen Rücksitz gelegt, wo Alma und Otto, ihrer Meinung nach, noch genug Platz hatten.

„Nun, Alma ist ja noch nicht hier," rief die Gnädige, vor Zorn zitternd. „Sie war schon lange zu einem tête à tête auf der Bank dort fertig und könnte es jetzt noch gerade auch zu einer Reise mit ihren Eltern sein."

„Sie kommt gewiß im Augenblick, liebe Therese!“ sagte der Major, sie besänftigend.

„Mein Gott, Vater und Mutter sitzen schon im Wagen!“ rief Alma, die mit einer Menge von Rosen und Nelken aus dem Garten dahergesprungen kam.

„Die schönsten soll Herr Werther haben, Harald!“ rief sie, als sie bei dem kleinen Wagen vorbeieilte, in welchem Gustav und Harald fuhren, und warf eine Hand voll der schönsten Blumen über Harald hinweg, welcher auf der Seite des Wagens saß, an welcher sie vorbeikam.

„Beste Mutter, verzeih' mir!“ stammelte sie, als sie in den Wagen stieg. Aber die Frau Mama war sehr böse und hielt lange Reden; der Major wollte aus Zartgefühl nicht Alma's Vertheidigung übernehmen, zumal da er einsah, daß die Mama nicht ganz Unrecht hatte.

„Gib mir eine von Deinen schönen Blumen, liebe Alma, und gib Deiner Mutter eine noch schönere, so verzeiht sie Dir gewiß,“ sagte er endlich zu dem niedergeschlagenen Mädchen und fing darauf an, von dem schönen Reisewetter zu sprechen.

In demselben Augenblick begegneten sie einer von den Jugendinklinationen der Majorin; jetzt ward es wieder Sonnenschein auf dem noblen Antlitz und der, ihrer Meinung nach, ungewöhnlich artige Gruß des vorbeifahrenden Herrn griff so tief in ihr Herz, daß sie Alma's Missethat ganz vergaß und statt dessen ein Capitel von der Treue in einer unglücklichen Liebe zu deklamiren begann, auch zugleich betheuerte,

wie zerknirschend es sei, einem von diesen beklagenswerthen Opfern des Herzens zu begegnen.

Der Major, welcher an diese Ergüsse gewohnt war, mit welchen sie immer seine Liebe zu erhöhen gesucht hatte, antwortete lächelnd: „Ja, ja, liebe Therese,

„On revient toujours
à ses premiers amours.“

„Nicht so, lieber Otto! Man kann mehre Male lieben und vergessen; man wird erst dann treu, wenn der Gegenstand der Liebe der Art ist, daß er nicht mehr aus dem Herzen verdrängt werden kann, wenn er sich einmal darin eingeschlichen hat,“ antwortete sie und nahm das süße Lächeln wieder an, mit welchem sie diesen Märtyrer seiner Treue gegrüßt hatte, welcher, weil er nie hatte so lange Zeit treu sein können, als zu einer reellen Verlobung und Heirath nothwendig ist, das freie Junggesellenleben vorgezogen hatte, in dessen unerschöpflichen Canälen er bis jetzt gleich dem Schmetterling unter den Blumen sein Leben verbracht hatte.

Jetzt wissen wir einigermaßen, in welcher Stimmung sich unsere Reisenden befinden; wir fügen noch hinzu, daß Otto sich unendlich nach der ersten Station sehnte, wo er in Gustavs Wagen sitzen sollte, und wünschen sonach der Gesellschaft eine glückliche Reise.

Eilftes Kapitel.

Von Tante Louise mit einer Anzahl von Buttersemmeln versehen und nach ebenfalls unzähligen Umarmungen hatten Axel und Marie die kleine Stadt verlassen.

Johanna, der junge Landers mit seiner Braut und der Bürgermeister hatten sie eine Meile weit begleitet, bis zu einem Dorfe, wo die kleine Gesellschaft durch ein prächtiges, von dem Bürgermeister veranstaltetes Frühstück überrascht wurde, bei welchem viele Gesundheiten und vorzugsweise die Mariens, in schäumendem Champagner getrunken wurden.

„Aber, Axel, weßhalb bist Du so still, und weßhalb vermeidest Du es immer, von Gustav zu sprechen?" fragte Marie, als sie bereits mehrere Minuten, nachdem sie sich von ihrer Begleitung getrennt, ohne ein Wort zu sprechen, ihre Reise fortgesetzt hatten. „Ich habe es mit tiefem Leidwesen bemerkt, und zwar schon, als Du kamst, um mich abzuholen. Auf meine Fragen hast Du mir nur eine ausweichende Antwort gegeben; jetzt aber sollst Du nicht davon kommen, ohne aufrichtig gegen mich gewesen zu sein."

Axel antwortete nicht.

„Du kannst doch wohl unmöglich glauben, daß der Bürgermeister Gustavs Bild aus meinem Herzen verdrängt oder es auch nur verdunkelt hat?“ fuhr Marie fort und blickte fragend in Axels Augen.

„Das wäre so schlimm eben nicht, Marie, obgleich ich nicht behaupten will, daß dies der Fall ist.“

„Nicht so schlimm, Axel?“ fragte Marie erstaunt. „Hat also Mutters Wunsch, mich so früh verheirathet zu sehen, auch Dich angesteckt, den ich immer für meinen kräftigsten Vertheidiger hielt?“

„Das nicht, Marie; — — aber der Bürgermeister ist ja ein liebenswürdiger und geachteter Mann.“

„Ach, Männer, wie er, gibt es viele, aber keinen — keinen einzigen, der Gustav gleicht!“ rief Marie mit Innigkeit; — Du willst doch nicht den Bürgermeister mit Gustav vergleichen?“

„Wenige können mit Gustav verglichen werden und ich kenne den Bürgermeister zu wenig, um entscheiden zu können, ob man ihn mit zu dieser Zahl rechnen darf; aber — — —“

„Aber ich verstehe Dich nicht, Axel,“ rief Marie heftig aus. — „Ach, erinnerst Du Dich wohl, wie wir damals diesen Weg zusammen fuhren? Damals erkannte ich meinen Bruder wieder und es that mir so wohl, meine ganze Seele vor ihm ausschütten zu können. — Du sprachst damals von Gustav; Du sprachst so viel Gutes und Schönes von ihm, weißt Du noch, wie damals mein Herz vor Stolz und Freude klopfte, als ich dies hörte? — Und jetzt — ein Monat ist

noch nicht verflossen und Du nennst nicht einmal seinen Namen mehr, während Du weißt, wie lange ich jetzt von ihm getrennt bin und Du wohl begreifen kannst, wie ersehnt mir jede Nachricht von ihm sein muß."

„Ich habe Dir ja gesagt, daß ich Gustav nur ein einziges Mal getroffen habe, daß er zwei Tage nach meiner Ankunft abgereist und noch nicht zurückgekehrt war, als ich abfuhr."

„Ja, aber was sagte er Dir denn dies eine Mal? Fragte er nach mir und war sein Auge freundlich und schön, wie es zu sein pflegt?"

Axel fühlte sich in der unangenehmsten Lage. Er hatte sich schon seit dem sonderbaren Abend in Strålvik in dieser Lage befunden.

„Daß ich noch an Alma denken kann!" rief er oft, wenn diese zu seiner eigenen Verwunderung seine Seele beschäftigte; „aber es schmerzt und verwundert mich zugleich, daß sie sich zwischen Gustavs und Mariens Liebe drängen konnte. Alma, die nur ein Kind ist, und ein so sehr kindliches und unschuldsvolles Wesen besitzt, daß man schon deßhalb sie lieb haben muß — sie hat Gustavs Herz von Marien gewendet."

Bei dem Gedanken an Mariens Schmerz litt Axel unendlich. Er fühlte, wie innig sie Gustav liebe und bereuete es tief, daß er durch Gustavs Lob und die Versicherung seiner Gegenliebe dies Gefühl in Marien belebt und aufgemuntert habe.

„Wenn es nur Einbildung wäre?“ dachte er zuweilen; — aber Gustavs Blicke, seine Verlegenheit, sein Schweigen, wenn die Rede auf Marie kam, Alles sprach ja für die Wahrheit von Axels Entdeckung. Von Gustavs Besuch in Högadal wußte er nichts, denn er war, nachdem er jetzt erst die erste schlaflose Nacht verbracht hatte, zeitig auf die Jagd gegangen, und Niemand hatte ihm von diesem Besuch gesagt.

Lange hatte er mit sich selbst überlegt, ob er Marien seinen Verdacht mittheilen solle; aber er wollte seiner Sache gewiß sein, ehe er sie so tief verletzte. Ungeachtet dieses Vorsatzes konnte Axel sich doch nicht vollkommen gleich bleiben. Sein Gemüth war zu lebhaft, zu offen und zu unbekannt mit finsteren Gedanken, um die letzteren so verbergen zu können, daß Marie keine Veränderung an ihm hätte entdecken können; und jetzt, als Marie ihn nach Gustav fragte, war es ihm unmöglich, die Unruhe zu verstecken, welche ihn die Antwort auf diese Frage kostete.

„O, jetzt weiß ich Alles!“ rief sie, von einer dunklen Ahnung erfaßt, welche stets in der Seele des liebenden Weibes liegt. „Gustav liebt mich nicht und Du hast nicht das Herz, es mir zu sagen!“ — Marie hielt das Taschentuch vor die Augen und fing an, laut zu schluchzen.

„Weine nicht, Marie!“ bat Axel innig. „Glaube mir, noch habe ich in Betreff Eurer Liebe kein Wort mit Gustav gesprochen; aber bei meiner Rückkehr werde ich es thun.“

„Aber Du hast doch einen tiefen Argwohn; sag', ist es so?" fragte Marie, ihm forschend in's Auge sehend.

„Fahrt aus dem Wege!" rief in demselben Augenblick eine starke befehlerische Stimme und eine große Calesche mit vier von Koth bespritzten Pferden eilte an dem gelben Wagen vorbei, welcher ganz bescheiden zur Seite einlenkte.

„Marie! Marie!" rief eine helle Stimme aus dem Wagen, der zugleich nach einem heftigen: „Halt!" stille hielt.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß in diesem Wagen die Familie des Majors saß, welche sich jetzt auf dem Rückwege von der Hochwohlgeborenen Cousine befand.

„Halte den Zügel und trockne die Thränen," sagte Axel zu seiner Schwester und sprang aus dem Wagen.

In demselben Augenblick erreichte auch Gustavs Wagen die Uebrigen und hielt neben dem Axels still.

Die Freude des Wiedersehens klopfte sowohl in Gustavs, als in Mariens Herzen so hoch, daß Beide in den ersten Augenblicken an nichts Anderes zu denken im Stande waren; als aber Gustav, dessen Auge von Liebe und Freude strahlte, herankam, um Marie zu begrüßen, entdeckte er die verweinten Augen. „Der Abschied von Brenner!" dachte er, und ein siedendes Gift durchbrannte seinen ganzen Körper.

„Mich liebt er nicht!" dachte Marie, als sie das Gezwungene, fast Bittere in Gustavs Zügen bemerkte, und schlug die feuchten Augen nieder.

„Mutter läßt fragen, Marie, ob Du nicht in unse-

rem Wagen fahren willst, dann soll Harald mit Deinem Bruder zusammen fahren," sagte Alma, welche auf Marie zuhüpfte. — „Aber, mein Gott, Du hast ja geweint!" rief sie aus. „Der Abschied von dem Bürgermeister hat Dich gewiß Thränen gekostet," setzte sie scherzend hinzu. „Aber beruhige Dich nur, er hat Dich ja eine ganze Strecke begleitet und sah so unglücklich und verlassen aus in seiner gentilen Gigg, als wir ihm begegneten."

Trauriger konnte keine Todtenglocke klingen, als diese Worte in Gustavs Herzen. Um seine Verwirrung zu verbergen, wandte er sich hastig nach Otto um, welcher triumphirend die Zügel in seiner Hand hielt, und Marie war bereits in dem Wagen des Majors, ehe Gustav etwas davon wußte.

„Vielleicht darf ich mit Herr Sylvén fahren!" sagte der Major, welcher seinen Platz Marien überlassen hatte und den unzufriedenen Harald fortschickte, den seinigen wieder einzunehmen. Axel gab diesem Vorschlag auf die artigste Weise seinen Beifall.

„Ich hatte sonst die Absicht, Dich zu bitten, mit mir zu fahren," sagte Axel, als er an Gustav vorbeiging, setzte sich aber in demselben Augenblick schon neben den Major, welcher bereits Platz genommen hatte; und der Wagen rollte davon.

Alma war freundlich, obgleich etwas mehr verlegen, als sie sonst zu sein pflegte; Gustav aber sah zugleich so stolz und unglücklich aus. — Axel bemerkte dies und konnte

sich, während der Major seine Cigarre anzündete, hierin seinen eigenen Gedanken überlassen. „Sollte der Major seine Liebe entdeckt und sie sogleich zernichtet haben — denn Liebe und verletzter Stolz schienen in seiner Seele zu kämpfen," dachte Axel bei sich. „Ja, ja, das wird das Loos eines jeden Jünglings sein, der es wagt, Alma zu lieben."

„Die verdammte Cigarre will nicht brennen!" rief der Major und warf ein Streichhölzchen nach dem andern fort. „Nein, da lobe ich mir das alte ehrliche Feuerzeug mit Zunder und Stahl! Wenn das Feuer gefangen hat, so erlischt es doch nicht sogleich!"

„Wissen Sie, Herr Sylvén," fuhr der Major fort und that die ersten Züge an der jetzt ein wenig brennenden Cigarre, „diese neue Erfindung gleicht, meiner Meinung nach, der sogenannten Liebe unserer Jetztzeit; sie zündet und brennt schnell, aber kaum ist sie zur Flamme geworden, so erlischt sie schon wieder."

„Sie meinen damit, Herr Major, daß das Herz jetzt mehr Hitze, aber weniger Treue, als ehedem, besitzt?"

„Ja, so denke ich!"

„Ich dahingegen glaube, daß das menschliche Herz stets dasselbe gewesen ist, obgleich die Galanterie sich in unseren Tagen so oft in die Rolle der Liebe kleidet, und dadurch das wahre und schöne Gefühl des Herzens entheiligt und mißbraucht, welches gerade dadurch auf so niedrigen Preis herabgebracht ist."

„Das wahre und schöne Gefühl des Herzens," wieder-

holte der Major lächelnd, „das ist bei Gott eben so selten, wie die Sonne im Advent.“

„Selten ist es nicht und würde dies noch weniger sein,“ antwortete Axel mit ausdrucksvoller Stimme, „wenn nicht die äußeren Verhältnisse des Lebens so oft ihren kalten Athem über die klare, frisch aufgeloderte Flamme hauchten, welche dann erlöschen muß, wie die Streichhölzchen im Winde.“

„Der Henker hole alle Streichhölzchen, die beim geringsten Windhauch erlöschen, und ditto die Liebe, welche sich von den äußeren Verhältnissen demüthigen und vernichten läßt, anstatt ihnen muthig die Spitze zu bieten und sie niederzuschlagen.“

„Herr Major, Sie sprechen wie ein Vertheidiger der goldenen Romanwelt.“

„Nein, Herr Sylvén, ich vertheidige nur, was wir vorhin „Das wahre Gefühl des Herzens“ nannten. Glauben Sie mir, daß das Leben uns nicht so bald arm und entlaubt scheinen würde, wenn dies Gefühl, welches wir Liebe nennen, stark genug wäre, Hindernisse zu durchbrechen, Kampf und Streit auszuhalten und Leichtsinn und Berechnungen zu verdrängen, welche fast stets die Wahl für das Leben bestimmen,“ sagte der Major mit tiefem Ernst. „Ich rathe jedem Jüngling, den Strahlen dieses Sterns zu folgen, im Fall dieser in seinem Herzen aufgegangen ist. Er führt nie irre, denn was wir Verstand und Entsagung nennen, was ist es anders, als Schwachheit und Eitelkeit, in welchem wir der Stimme des Herzens Schweigen gebieten,

um der Stimme der Welt zu gehorchen? — Sollte ich am Leben bleiben," fuhr der Major fort und seine Stimme nahm einen weicheren Ton an, „und sollte ich auf meine Kinder einwirken können, so würde ich sie lehren, wie das wahre Glück des Lebens aussieht. Ich hoffe, daß in Almas Seele diese Begriffe schon klar liegen, und mit Gottes Hülfe soll sie auch nicht an den Meistbietenden verauktionirt werden; für Harald hingegen wird leider der äußere Schein ein Abgott sein."

Eine starke Röthe bedeckte allmählig Axels Wange; er selbst wußte sich die Ursache dieses Erröthens nicht zu deuten, obgleich sein Herz hoch und bedeutsam klopfte. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, aus Furcht vor dem Auge des Majors; aber von diesem hatte er nichts zu befürchten, denn der Major war in so tiefe Gedanken zurückgesunken, daß die Cigarre erloschen und hinabgefallen war.

Der Major erhob sich wieder, holte eine andere Cigarre hervor und nahm seine gewöhnliche Laune wieder an.

„Apropos, Herr Sylvén," sagte er, die Cigarre ansteckend, „was fehlt unserem Candidaten der Medizin? Er sieht, meiner Seele, aus, als habe er noch kein Kraut gefunden, was ein krankes Gemüth heilt."

„Ich weiß nicht, ob sein Gemüth krank ist, weil er ernst ist, antwortete Axel.

„Wie nennt man denn den Zustand, wo man bleich ist, die Einsamkeit sucht und die Flöte in tiefen traurigen Tönen von allen Waldhügeln dasselbe düstere Adagio wiederholen läßt?

Thut man das mit frischem Herzen, so weiß ich nicht, was Krankheit ist."

Axels Brust hob sich mehr, als gewöhnlich. Was hätte er nicht geben wollen, um zu erfahren, was für Töne dies waren! Aber fragen durfte er ja nicht.

„Ich glaube wahrhaftig, er ist einer von Denen, welche die Märtyrerkrone der Entsagung gewinnen wollen," fuhr der Major fort; „aber ich möchte ihm von diesem Gedanken abrathen, welcher ihn so kurirt, daß er später nicht mehr zu heilen ist. Aber, in allem Ernst, Herr Sylvén, überreden Sie ihn, zu hoffen und froh zu sein, anstatt seiner Liebe ein Sühnopfer zu bringen; denn ich will kein ehrlicher Kerl sein, wenn er nicht rasend verliebt ist. Er wird doch wohl keine von den Berggeistern geraubten Prinzessinnen lieben, und wenn das nicht der Fall ist, so bin ich überzeugt, daß ein junger Mann mit seiner Figur und seinen Eigenschaften seiner Sache einigermaßen gewiß sein kann."

Jetzt war Axel Alles klar. Der Major hatte Gustavs Liebe entdeckt und wollte ihm durch Axel Hoffnung geben. Das war der Zweck dieser ganzen Unterhaltung gewesen.

Wie würde Axel zu einer anderen Zeit und in anderen Verhältnissen das warme vorurtheilsfreie Herz des Majors gepriesen haben! Jetzt aber bestürmten andere Gefühle sein eigenes Herz und nur nach einem schweren Kampf gelang es ihm, zu verbergen, was in ihm vorging.

„Nun, was sagen Sie zu meinen Entdeckungen?" fragte der Major, welcher auf Axels Antwort gewartet hatte.

„Ich habe Gustav lange nicht mehr gesehen.“

„Wenn ich mich nicht sehr täusche, so war bereits damals ein guter Anfang gemacht; aber Sie werden sehen, daß das Uebel gleich einem Krebsschaden um sich gegriffen hat, obgleich er mit männlicher Kraft sich selbst bekämpft. Aber das Auge verräth sein Leiden, so daß es mir in der Seele wehe thut, und deßhalb bauen Sie dem Uebel vor, so lange es noch Zeit ist; dies ist der größte Freundschaftsdienst, welchen man ihm erweisen kann.“

„Wenn sich die Sache so verhält, werde ich Ihrem Rathe getreulich folgen,“ antwortete Axel. „Ich werde ihm Hoffnung einsprechen, wenn er verliebt sein sollte; — möge mir dies gelingen und ich ein so redliches und edles Herz nicht mit falschen Hoffnungen täuschen!“

„Falsch können diese Hoffnungen nicht sein; denn welches Mädchen sollte einem solchen Jüngling widerstehen können, und welche Eltern sollten ihn nicht mit Freuden ihren Sohn nennen wollen? Er braucht weder das Harren, noch die Geduld eines Jakob, denn so bald er Doktor ist, kann er ja an seine Verheirathung denken. Das junge Paar braucht auch nicht sogleich eine große Wohnung, Equipage oder dergleichen.“

Es war ein wahres Glück, daß jetzt ein brausender Wasserfall bei einer Mühle die Aufmerksamkeit des Majors auf sich zog; denn es war Axel zu Muthe, als stehe er vor einem Abgrund, der Marie und — ihn verschlingen wolle.

„Liebe Therese, wollen wir nicht hier bei dem hübschen

Birkenhügel halten, während der Kutscher nach dem Gasthofe fährt, um die Pferde zu wechseln?" fragte der Major, als der Wagen vor einem Gitter stille hielt.

„Wie kannst Du mir noch so etwas vorschlagen, da Du doch weißt, daß ich ein solches Bivouaquiren nicht ausstehen kann! Nein, ich danke! Ich bin an ein besseres Lager gewöhnt, als daß ich mich hier auf das Gras niederwerfen sollte. Also vorwärts jetzt!"

„Man muß ganz auf dem Lande erzogen sein, um die Natur und die Ländlichkeit zu lieben; und auf mein Wort, nirgendwo, als in der freien Natur, findet man einen so schönen Divan, als diesen hier!" sagte der Major unzufrieden.

Im nächsten Augenblick war unsere Gesellschaft vor dem Gasthofe angekommen, gleich darauf standen die Pferde vor dem Wagen und die Reise wurde fortgesetzt.

„Ja, ja, Mamselle Marie, ich wiederhole es noch einmal, daß Ihre Augen durch den Abschied von dem Bürgermeister roth und verweint waren," sagte die Majorin, welche, dann und wann ein Wenig einschlummernd, immerwährend von einem Gegenstande auf den andern übergesprungen war; „und wäre ich in Ihrer Stelle, Marie, so würde ich die Jugend und die Liebenswürdigkeit des Bürgermeisters Lemners Bergwerken und Höfen vorziehen."

„Diese Wahl wird mir gewiß nie anheim gestellt werden," antwortete Marie schüchtern.

„Gewiß wird das der Fall sein!" antwortete die Ma-

jorin. „Lemner ist jetzt wohl schon von seiner Reise nach Gothenburg zurückgekommen und wird jetzt sicherlich in allem Ernst die Bande seiner Zunge lösen; und der Bürgermeister — der wird gewiß nicht bis zu Mamselle Wendlers Hochzeit warten; denn es war wirklich lächerlich, zu sehen, wie es ihm durchaus unmöglich war, sich zu verläugnen, als man ihn fragte, wo er gewesen sei. Er hustete und stotterte, und endlich kam es heraus, daß er — Herrn Sylvén begleitet habe.

„Ist denn Herrn Sylvéns Schwester in der Stadt zurückgeblieben?" fragte ich, da ich sogleich den Knoten gelöst hatte, und es kostete mich die größte Mühe, nicht laut aufzulachen, als er wie eine schüchterne Braut erröthete und unzusammenhängende Worte hervorstammelte."

Alma sah, in welcher Verlegenheit sich Marie befand, und freute sich jedesmal inniglich, wenn der Kopf ihrer Mama sich demüthiger zu neigen begann, als er es je in wachendem Zustande gethan hatte.

Die Mädchen hatten wieder eine kleine Mußestunde genossen, als plötzlich die Majorin, um es sich nicht merken zu lassen, daß sie geschlummert habe, ihr Gespräch fortsetzte.

„Ja, sehen Sie, liebe Marie, dies wäre ganz passend und durchaus keine Mesalliance! Eine Predigertochter und ein Bürgermeister, das ist, was man so eine partie égale zu nennen pflegt, wenn sie Beide jung und hübsch sind," sagte die Majorin, mit den Augen blinzelnd. „Solche Parthien werden doch gewöhnlich die glücklichsten, denn ein gar zu großer Unterschied in den Familienverhältnissen der Gatten,

ist eben so, wie ein all' zu großer Unterschied in den Jahren die Ursache zu häufigen Zwistigkeiten und Unannehmlichkeiten in der Ehe. Glauben Sie deßhalb nicht, Marie, daß ich keine Achtung vor allen Ständen habe; aber die Mitglieder dieser verschiedenen Stände erhalten im Allgemeinen eine so ungleiche Erziehung und so ungleiche Sitten, daß selten eine Harmonie in ihre Ehe kommen kann; — und dann betrachte man noch die Erziehung der kleinen unglücklichen Kinder, die man oft einen Streit zwischen Salon und Mägdekammer nennen kann! Nein, jeder Stand bleibe für sich, das ist eine eheliche Regel, und der eigentliche Grund des Standesunterschiedes."

Jetzt war die Majorin auf ihr Lieblingsthema gekommen. Marie saß mit niedergeschlagenen Augen da und Alma befand sich ebenfalls in der unangenehmsten Lage. „Ach," dachte sie, „wenn doch Vater jetzt bei uns wäre und wie gewöhnlich mit uns spräche."

„Liebe Mutter," sagte sie endlich, als sie so erröthete, daß sie nicht mehr Marie anblicken konnte, „es ist wohl die Uebereinstimmung der Herzen und nicht die der Namen, welche Glück und Unglück bereitet?"

„Ja, eben deßhalb, weil nicht Harmonie zwischen den Herzen herrschen kann, welche in dem äußeren Leben so weit von einander getrennt sind; hieraus entsteht das, was die Welt eine Mesalliance nennt. Aber bei Dir, liebe Alma, die Du noch nicht das Leben kennst, haben sich die liberalen Ansichten Deines Vaters so eingewurzelt, daß Du nicht zö-

gern würdest, Deine Hand und Deinen Namen eines schönen Tages dem Ersten, Besten, zu geben, und wäre er aus dem niedrigsten Stande. Was würdest Du sagen, wenn Du nun hernach die Frau eines ganz gewöhnlichen Menschen wärest?"

Alma seufzte.

„Nun, was meinst Du?" fuhr die Mutter ironisch fort.

„Daß ich mich nicht um den Namen kümmern würde, wenn er nur gut ist und mich lieb hat," antwortete Alma schüchtern.

„Nun, laß ihn einen Namen haben, der einem Romanhelden Ehre machen würde — — aber ich will hoffen, liebe Alma, daß dereinst der Tag kommt, wo auch Du einen Unterschied zwischen den Namen machst!" antwortete die Mutter etwas böse.

Eine hohe Röthe überzog bei dem Worte „Romanheld" Mariens Wangen. „Werther!" dachte sie, denn obgleich sie diesen Roman nicht gelesen, so wußte sie doch, daß es ein Buch dieses Namens gibt. Niemand bemerkte indeß ihre Verlegenheit.

Nachdem sich die Majorin über diesen Gegenstand nach allen Dimensionen hin ausgelassen hatte, überfiel sie endlich der Schlaf und machte den von ihr so sehnlich gewünschten Gedankenstrich. Während nun die Majorin von ihren adeligen Privilegien träumt und die beiden Mädchen kaum zu athmen wagten, aus Furcht, ihren Schlummer zu stören,

wollen wir einen Blick auf den dritten Wagen werfen, in welchem Gustav und Harald fuhren.

Harald hatte die Zügel in der Hand und schien in seiner eigenen kleinen Welt, in welcher nur er und das magere Postpferd residirten, ganz für sich zu leben. Gustav hatte sich zurückgelehnt, und das schöne Haupt ruhete träumend in der auf die Wagenlehne gestützten Hand. Seine Reisemütze war halb zurückgefallen und ließ, auf einer Seite hängend, den reichen Locken freien Spielraum um die hohe Stirn. Die Augenlider waren niedergeschlagen und die langen Wimpern gaben der etwas bleichen Wange einen leichten Schatten, während ein wehmüthiges Lächeln auf den frischen Lippen schwebte. So sah Gustav aus, einem Trauerbriefe nicht unähnlich, dessen schwarzes Siegel von den dunklen Runen spricht, welche er in seinem Schooße birgt; — und dunkle Runen standen wirklich in Gustavs Seele geschrieben, denn das ganze äußere Leben war ihm jetzt gleichgültig.

„Hier sollen wir zu Mittag speisen?" sagte die gnädige Frau, als die Wagen vor einem dem Aeußeren nach ungewöhnlich sauberen Gasthofe still hielten. — — „Nun, mein Gott, daß die Leute auch immer ihren Schmutz unter großen Haufen von Tannenzweigen verbergen, so daß man auf einem Begräbniß zu sein glaubt!" fuhr die Majorin fort, als sie in das ihr angewiesene ganz gemüthliche Zimmer trat.

„Den Speisezettel, Mädchen!" setzte sie hinzu und wandte sich zu dem verlegenen Mädchen, deren Schüchternheit deut-

lich zeigte, daß sie in dem edlen Amte der Kellnerinnen noch Novize war.

„Es gibt hier keinen solchen,“ antwortete das Mädchen.

„Pflegt denn hier niemals ein Mensch zu essen?“

„Ja freilich!“

„Nun, wie können sie denn hier Speise wählen?“

„Das geschieht bei uns nicht; sie essen, was die Mutter hat.“

„Nun, was hat denn die Mutter heute?“ fragte die Majorin mit einer Miene, welche zugleich von Aerger und Spott zeugte.

„Das sollen Sie gleich erfahren, gnädige Frau.“

„Eine schöne Wirthschaft hier!“ sagte die Majorin, als das Mädchen die Thür hinter sich geschlossen hatte.

„Meine Herrschaften, Sie müssen verzeihen, daß das Mittagsmahl heute hier sehr gewöhnlich ausfällt; es gibt hier nichts Besonderes, keine Gasthofsspeise!“ sagte der Major, als er mit den anderen Herren hereintrat.

„Was nennst Du denn Gasthofsspeise?“ fragte die Majorin.

„Rühreier und Schinken.“

„Rühreier und Schinken zu Mittag! Da fehlt uns nur noch Bierkäse, um das Mittagsmahl komplet zu machen.“

„Beste Therese, es gibt hier ja aber nichts Anderes, und ich bin überzeugt, daß es uns recht gut schmecken wird; denn wenn man hungrig ist, pflegt man mit Dem zufrieden zu sein, was da ist.“

„Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Mahlzeit, meine Herrschaften," fuhr die Majorin fort. „Ich kann nicht daran Theil nehmen, wenn Du mir nichts Anderes schaffen kannst; Beafsteak, Fleischklößchen oder Wildprett wird hier doch wohl wenigstens zu finden sein?"

„In größeren Hôtels wohl, aber nicht in solchen Gasthäusern, liebe Frau!"

„Ja, da haben wir die Folge davon, daß wir keinen Boten voranschickten!" rief die Majorin heftig; „erst muß man warten, bis die Pferde kommen und dann Rühreier und Speck zu Mittag essen."

Während dessen war das Mädchen wieder hereingekommen und hatte den weiß bemalten Tisch hervorgezogen, über welchen sie mit Mariens Hülfe ein reines, wenn auch grobes Laken ausbreitete.

„Wir sind ja unser Sieben, und Du hast nicht mehr, als sechs Servietten gebracht!"

„Vielleicht kann sich der kleine Herr dort ohne eine Serviette behelfen, denn es sind nicht mehr gerollt," antwortete das Mädchen erröthend.

Ein gedehntes „Superbe!" ertönte von den Lippen der Majorin.

„Meine Herrschaften," rief der Major, „der Tisch ist jetzt in Ordnung, und Du wirst uns wohl Gesellschaft leisten, liebe Therese?"

„Nein, bei Tische nicht!" war die Antwort.

Alle baten, und endlich nahm die Majorin den Ehrenplatz am Tische ein.

„Wenn sie wenigstens statt dessen eine Omelette gebracht hätten, so hätte man dies doch wenigstens Speise nennen können!“ äußerte Therese, während die Uebrigen mit großem Appetit die prächtigen Rühreier verzehrten, von welchen sie endlich aus Neugierde kostete, und — Gott weiß, aus welchem Grunde — eine große Portion verzehrte.

„Nun, dies hier kann man wenigstens mit Appetit essen!“ sagte sie, etwas freundlicher geworden, als das Mädchen einen Teller mit dampfenden Pfannkuchen hereinbrachte.

„Eingemachtes gibt es hier nicht, wir müssen uns also an den Wein halten!“ fuhr sie fort und ermunterte die Gäste zum Trinken.

„Mamselle Marie, auf die Freude des Wiedersehens!“

„Nun, meine Herren, soll ich denn allein auf diesen Toast trinken?“ fuhr sie fort und heftete auf Gustav einen durchdringenden Blick, welcher diesem wie ein Dolch durch's Herz fuhr; aber gerade dieser Blick war es, welcher ihn seine ganze Kraft aufbieten ließ.

„Dem frohen Wiedersehen, Marie!“ sagte Gustav freundlich und mit Selbstbeherrschung; dennoch aber stieg dabei das Blut in seine Wangen.

Gustavs Worte und sein Blick hatten Marie fast vernichtet; Stirn und Wangen färbten sich hochroth.

Axel warf seiner Schwester einen ermunternden Blick zu. Marie sammelte sich wieder.

„Das war eine zarte Saite, Mamselle Marie!“ sagte die Majorin im vertraulichen Ton, gerade, als der Major, mit seiner Frau im höchsten Grade unzufrieden, den Stuhl vom Tisch stieß, und sie in purer Gedankenlosigkeit seinem Beispiel folgte.

„Gott sei Dank, daß wir wieder in Freiheit und in der frischen Luft sind und in Frieden unsere Cigarre rauchen können!“ rief der Major, als er wieder in den Wagen gestiegen war. „In meinem ganzen Leben gebe ich mich nicht mehr dazu her, ein Mittagsmahl in einem Gasthofe zu arrangiren.“ Darauf wandte er sich an Axel, um diesen seine Cigarre an der seinigen anzünden zu lassen.

Zwölftes Kapitel.

Um Lemner eine kleine indirekte Anzeige von Mariens Rückkehr zu machen, schickte die nunmehrige Probstin am Morgen nach diesem Ereigniß einen Boten nach Leudafors, um die ihr von Lemner versprochenen Erdbeerpflanzen holen zu lassen.

„Grüße vielmal von uns Allen!“ instruirte sie das Mädchen, „und sollte der Herr Lemner Dich nach etwas fragen, so steh' nicht so dumm und tölpisch da, als dientest Du bei

einem Bauern; sag' ihm also, daß wir uns Alle wohl befinden und daß Mamselle Marie und Herr Axel gestern Abend nach Hause gekommen sind."

„Es ist nicht der Mühe werth, daß Du Dich heute zu Ende der Woche so mit dem Garn quälst," sagte sie freundlich zu Marie, als das Dienstmädchen abgefertigt war. „Ich weiß, daß man sich am ersten Tage nicht sogleich ganz heimisch und in seiner alten Ordnung fühlt, wenn man lange verreist war, und überdieß hast Du Deine Sachen wohl noch nicht in Ordnung gebracht," setzte sie sehr besorgt hinzu.

Marie war mit den Worten der Mutter aus Herzensgrunde zufrieden und blieb den ganzen Vormittag hindurch auf ihrem Zimmer, wo sie bei ihrer verwelkten Lilie ihre zugleich süßen und bitteren Erinnerungen durchging; sie warf die Maske der Freude fort, welche sie sich in Gegenwart ihrer Eltern aufgezwungen hatte, und über ihrem ganzen Wesen ruhte jetzt ein tiefer Schmerz, welcher sich zuweilen in einem Seufzer oder einer Thräne äußerte. Axel, obgleich nicht heiter gestimmt, hatte ihr zuvor dann und wann ein Lächeln abgelockt; aber dies war nur ein Schimmer des Sonnenlichts, der durch die dunkle Wolke drang; er verschwand, und die Wolke war finsterer als vorher.

„Heute Nachmittag sollst Du mir meine Hauben in Stand bringen, Marie!" sagte Hedda nach dem Mittagsmahl. „Ich habe nicht eine einzige von ihnen in Ordnung und war heute schon gezwungen, nur aus Mangel an einer anderen, eine von meinen Sonntagshauben aufzusetzen; aber" setzte sie hinzu,

„Du darfst nicht oben in Deinem kleinen Stübchen sitzen sondern hier unten im Vorzimmer, dann kann ich Axels Hemden zeichnen und ein Wenig Neues von Tante Louise hören."

Die Mutter hatte nach der Mahlzeit noch Dies und Jenes zu besorgen; der Vater aber rauchte seine Pfeife bei Marie, welche, bereits umgeben, ja fast eingehüllt von den unermeßlichen Wogen der Tüllstreifen, da saß. Auf dem Bette lag eine Menge von gewaschenen Atlasbändern in allen möglichen Farben und neben diesen die frisch gestärkten Hauben.

Der Vater war heute äußerst liebevoll, ja, fast zärtlicher, als gewöhnlich, gegen seine Tochter, denn er fühlte sich so glücklich, nach so langen Wochen seine Marie wieder sehen zu können, welche vielleicht seine schönste ungestörteste Freude ausmachte.

„Du bist heute nicht froh, mein gutes Mädchen!" sagte Sylvén; denn der klar sehende Vaterblick hatte entdeckt, daß sie das nicht war, was sie zu scheinen suchte und innerlich dachte er: „Ich habe ja von jeher diese Reise für unnöthig gehalten!"

Ach, wie gern hätte Marie vor dem geliebten Vater ihr Herz ausschütten mögen — aber das konnte sie nicht. Sie antwortete nicht, sondern küßte innig die Hand des Vaters, welche zärtlich die schöne Tochter liebkoste; und der gute Vater leitete darauf das Gespräch auf andere Gegenstände, unter welchen Axels Abreise am Längsten und mit dem meisten Interesse abgehandelt wurde.

„Zu Weihnachten werden wir ihn ja mit Gottes Hülfe

wieder bei uns haben," sagte er, als er sah, wie der Gedanke an die Trennung Marie schmerzte; „und dann reisen wir, wenn Gott es will, im nächsten Sommer nach Upsala, um bei der Promotion zugegen zu sein und zu sehen, wie unser Axel den Lorbeerkranz erhält. Du erinnerst Dich wohl, liebe Marie, wie er immer, schon als Kind, sagte, daß Du diesen binden sollest," fuhr der Probst fort und legte leise ihren Kopf an seine Brust, da er stille klare Thränen aus dem gesenkten Auge perlen sah.

Der Propst war zu den Arbeitsleuten gegangen, welche mit dem Kartoffelaufnehmen beschäftigt waren, und Marie hatte bereits mehrere von den Hauben ihrer Mutter wieder in Stand gesetzt, wobei sie unzählige Fragen nach Tante Louise und Charlottens Aussteuer hatte beantworten müssen, als Hedda, welche, ohne daß Marie es bemerkte, unaufhörlich nach der Landstraße hinaus geblickt hatte, plötzlich aufstand, und mitten in einer Abhandlung über den vielseitigen Nutzen für ein Mädchen, frühzeitig verheirathet zu werden, hinaus eilte.

In demselben Augenblick sah Marie die wohl bekannte Equipage und hörte Lemners „Ergebenster Diener!", was ihr den schnellen Aufbruch der Mutter auf's Deutlichste erklärte.

Ein heiteres Lächeln verbreitete sich über Mariens Antlitz und ein herzlicheres „Willkommen" hatte der glückliche Lemner niemals von den schönen Lippen gehört.

„Gott sei Dank, sie ist vernünftig!" dachte Hedda, welche

in süßer Zufriedenheit im Hintergrunde stand. „Ja, ja, ich wußte es wohl, daß ihre Trennung von Gustav und Tante Louisens Worte eine gute Wirkung thun würden; und was ich ihr vorhin sagte, ist auch wohl auf guten Boden gefallen.“

Marie wurde jetzt abgesandt, den Kaffee zu besorgen, und Lemner benutzte die Minuten, welche er mit der Mutter allein war, um auf die bestmöglichste Weise förmlich um Mariens Hand anzuhalten.

Eine Thräne zitterte in Heddas Auge; aber das Freude strahlende Auge zeigte deutlich genug, daß dies eine Thräne der Freude war.

Sie dankte ihm auf das Artigste und versicherte ihn, daß es ihr innigster Wunsch sei, Marie in so gute Hände zu geben; denn Marie ist wirklich ein Engel an Güte und Demuth,“ fügte Hedda hinzu; „sie wird es schon verstehen, sich eines solchen Glückes würdig zu machen.“

„Ergebenster Diener!“ antwortete Lemner kratzfußend und küßte die Hand seiner Frau Schwiegermutter.

In demselben Augenblick trat der Propst herein und die Complimente waren noch nicht zu Ende, als Lemner, der nun einmal in seiner Rede begriffen war, dieselbe auch fortsetzte.

Hedda, welche die Gedanken ihres Mannes recht gut kannte und seine Antwort fürchtete, begann jetzt von einer so großen Ehre, sowohl für die Tochter, als für das ganze Haus, zu sprechen; da sie aber sah, wie die Runzeln auf

der Stirn des Propstes sich immer tiefer und tiefer falteten, faßte sie seine Hand und sagte liebevoll: „In Deiner Hand, mein guter Axel, ruht jetzt Mariens Schicksal!"

„Nein, Hedda, in Mariens eigener Hand ruht es."

„Du kennst Mariens unendliche Liebe und ihren Gehorsam für Dich — ein Wort von Dir und die Sache ist abgemacht."

„Das Wort Gehorsam darf bei der Entscheidung einer Heirath nie in Betracht kommen," antwortete der Propst mit tiefem Ernst. „Es ist, nach meiner Ueberzeugung, die Pflicht des Vaters, seinem Kinde zu rathen; er soll von der Heirath abrathen, welche sein, von keiner Leidenschaft geblendeter, Blick für unglücklich ansieht; niemals aber darf der Vater das junge biegsame Herz zu einer Verbindung überreden, welche gegen seine eigene Neigung streitet."

Heddas Antlitz verfinsterte sich.

„Aber, lieber Bruder," fuhr der Propst mit herzlicher Freundlichkeit fort, „sei überzeugt, daß ich Dir für Deine Güte dankbar bin, indem Du Marie ein sorgenfreies Leben geben und sie mit allem Ueberfluß irdischer Glücksgüter überhäufen willst; es freut mich ferner, zu sehen, daß Du Marien alle die Eigenschaften zutraust, welche Dich glücklich machen können. Sollte Marie es selbst wollen, so sei überzeugt, daß ich mit ganzem Herzen einwilligen werde und dies mir viel Freude bereiten wird — nicht Deines Reichthums, sondern Deines braven Herzens und Deiner Redlichkeit wegen. Dahingegen — ich sage es Dir aufrichtig —

thue ich Nichts, um Marie zu überreden. Das Herz des Mädchens ist ihre eigene und einzige Welt und daher scheint es mir billig, daß eben dies auch die Wahl entscheidet."

„Lieber Sylvén, ich bin ganz Deiner Meinung, und ich hoffe, Du kennst mich zu gut, um glauben zu können, daß ich auf eine andere, als auf die edelste und rechtlichste Weise mich um die Hand Deiner Tochter bewerbe," antwortete der Freier in seinem gewöhnlichen passiven Ton. „Ich fürchte, sie wird mich für zu alt halten; denn ich gestehe es gern, es ist ein ansehnlicher Sprung zwischen achtzehn und fünf und vierzig Jahren."

„Laßt Marie dies entscheiden," wendete Hedda ein, „aber meiner Meinung nach braucht Herr Lemner, der doch ein so jugendliches Aeußere hat, nicht von seinem Alter zu sprechen, denn ich halte dafür, daß das Gesicht und die Laune einen sprechenderen Beweis, als das Kirchenbuch, liefern."

Ein jugendliches Lächeln verbreitete sich über Lemners rundes Antlitz; dies Lächeln versüßte sich noch um ein Beträchtliches, als Marie herein trat.

Nachdem man Kaffee getrunken hatte, wurden die beiden Contrahenten, wie durch einen Zufall, allein gelassen; vorher aber hatte Mama ihrer Tochter eine noch mehr detaillirte Ermahnung gegeben, sie mit Salbung an das vierte Gebot erinnert und ihr die Versprechungen und Segnungen vorgeführt, welche denen zu Theil werden, welche dies Gebot befolgen.

Marie antwortete nicht, aber sie war ruhig und fast froh

„Du wirst sehen, lieber Sylvén, daß Alles gut geht," sagte Hedda in dem Augenblick, als sie die Thür hinter sich geschlossen.

„Unmöglich, liebe Hedda, kann ich dies glauben," antwortete Sylvén.

„Du willst es also nicht!" rief Hedda, „Gott verzeihe Dir, lieber Sylvén, daß Du so wenig auf das Glück Deines Kindes bedacht bist! Wäre denn vielleicht ein armer Student, der kaum einen ehrlichen Rock auf dem Leibe hat, der eine alte kranke Mutter und ein Paar vater- und mutterlose Kinder zu versorgen hat, besser, als Lemner?" fuhr Hedda mit einem Gemisch von Schmerz und Zorn fort. „Soll ich vielleicht sehen, wie Marie ihr Glück wegen eines simplen Studenten verscherzt, wenn sie doch eine solche Parthie machen kann? Nein, um Gottes Willen, sei Du wenigstens nicht thöricht, wenn Marie es sein sollte!"

„In dieser Sache, liebe Hedda, ist mein Vorsatz unumstößlich. Ich bin Vater, und nicht Weltmann. Ich kenne Marien; ihre Freuden beruhen nicht in Reichthum und Pracht, und es thut mir herzlich wehe, daß eine Mutter ihre einzige Tochter so verkennen und sich von dem äußeren Glanz so verleiten lassen muß."

Hedda erröthete stark, und zugleich gedemüthigt, reuig und geneigt, blickte sie ihrem Mann nach, welcher davon ging und die Thür hinter sich schloß.

Nach einem kurzen Nachdenken öffnete sie sachte die Thüre zu dem Vorzimmer und schlich still wie ein Geist zu der ge-

schlossenen Thür, welche sie von dem Zimmer trennte, in welchem Marie Lemners Schicksal entschied.

„Ich möchte um keinen Preis, daß mich hier Jemand sähe — am Wenigsten Sylvén," dachte Hedda; „und ich schäme mich fast vor mir selbst, aber in einer solchen Stunde, wie diese, welche das Schicksal meines Kindes entscheidet, muß Alles der Mutterliebe weichen. Gott lasse Marie klug sein!" seufzte sie und legte das Ohr dicht an das Schloß.

Während deß saß Marie und kräuselte die langen Tüllstreifen mit einer ungeheuren Fertigkeit. Lemner trabte im Zimmer auf und nieder, ohne mit diesem wichtigen Gegenstande den Anfang machen zu können. Er hustete, überlegte bald diese, bald jene Einleitung — aber keine schien ihm die rechte zu sein. „Ach, Mamselle Marie," begann er endlich und blieb vor dem fleißigen Mädchen stehen. „Sie verstehen gewiß, was ich meine, wenn ich auch kein Redner bin."

Ein unwiderstehliches Lächeln zog sich über Mariens Lippen.

„Ach, Sie verstehen mich!" rief er und erfaßte von Neuem ihre Hand. „Kann ich hoffen, daß diese kleine weiche weiße Hand die meinige wird? — O, dann würde ich der glücklichste Mensch auf Erden sein!'

„Marie, Sie antworten nicht! — Bin ich vielleicht zu alt?" fuhr er seufzend fort. „Ja, ich bin nicht jung; es ist wahr; aber mein Herz hat nie in seiner Jugend so viel Liebe, und so heiß gefühlt, wie jetzt. — Nun, soll ich keine Antwort von diesen süßen Lippen haben? Aber bedenken

Sie, daß Sie mir durch ein „Nein!" mein Todesurtheil schreiben!" setzte er hinzu und der Körper des würdigen Freiers erweiterte sich in einem langen und tiefen Seufzer. „Denken Sie an meine Liebe, an Leudafors, das Sie so schön finden, — und antworten Sie mir!" fuhr er enthusiastisch fort und küßte Mariens Hand, welche er noch in der seinigen hielt.

„Herr Lemner!" antwortete Marie mit anmuthiger Freundlichkeit, indem sie ihre Hand losmachte, und ihn bat, sich zu setzen; „ich verstehe Ihre Güte und bin auch nicht undankbar dafür, wenn Sie mir erlauben, aufrichtig zu sprechen."

„Ach, in diesen Worten liegt so viel Hoffnung!" rief Lemner ganz außer sich. „Niemals habe ich mit solcher Inbrunst geliebt, niemals geglaubt, daß mich Jemand so glücklich machen könne! Sprechen Sie — sprechen Sie, göttliche Marie, und glauben Sie, daß kein Jüngling Sie so heiß lieben kann, wie ich!"

„So will ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie über Ihr eigenes Herz im Irrthum sind!"

„Nein, nein, fühlen Sie nur, wie es schlägt! Es ist kein Irrthum!"

„Die Schläge Ihres Herzens sind freilich kein Irrthum, aber von Liebe schlägt es nicht."

„Woher, um Gotteswillen, sollte es sonst diese Kraft haben? Ja, Liebe — nur Liebe ist es!"

„Es ist dies nicht das erste Mal, daß das Herz sich in seinen eigenen Gefühlen irrt," fuhr Marie fort; „aber ver-

gleichen Sie Das, was Sie jetzt Liebe nennen, mit Dem, was Sie früher fühlten.“

„Ich habe nie gefühlt — — —“

„Es ist im Allgemeinen Ihrem Geschlechte eigen, als Beweis der Tiefe eines eingebildeten Gefühls die schönsten Gefühle zu verläugnen, welche das Herz empfunden; aber dadurch wird Nichts gewonnen. Aufzuhören, den Gegenstand zu lieben, welchem man seine ganze Liebe geweiht, das kann möglich sein, obgleich ich es nicht zu begreifen vermag; aber ihn zu vergessen, ihn so ganz und gar zu vergessen, der einst unsere ungetheilte Liebe besaß — das kann nicht möglich sein. Alle übrigen irdischen Gefühle mögen dafür sterben, dies einzige überlebt sie und steht als ein einsamer Stern unter all' den verdunkelten und untergegangenen.“

Lemner fuhr mit dem großen seidenen Schnupftuche über seine Stirn und Marie, welche sah oder zu sehen glaubte, daß er dadurch sein Antlitz verstecken und die Wolke verdecken wolle, welche sich über seine Stirn hinzog fuhr in freundlichem Tone fort:

„Rufen Sie sich ins Gedächtniß zurück, was sie früher fühlten, und vergleichen Sie es mit dem, was sie jetzt fühlen; Damals liebten Sie mit der ganzen Kraft Ihrer Seele, damals war das Leben schön und freudenvoll durch eben diese Liebe; jetzt aber wollen Sie dies Leben mit einem Schatten ausfüllen, einer Nachahmung dessen, was Sie damals fühlten. Sie wollen eine Gattin, das heißt eine Gesellschafterin, eine Wirthin in Ihrem prächtigen Hause haben. Ich bin

jung und noch in der Rosenzeit des Lebens, deshalb haben Sie mich mancher Andern vorgezogen, die mit weit mehr guten Eigenschaften und Ihnen sowohl im Alter, als in Ihren Ansichten ähnlicher, Sie glücklicher machen könnte als ich. Halten Sie es nicht für Härte oder Ungerechtigkeit, wenn ich Ihnen sage, daß es mehr Eitelkeit als Liebe ist, welche Sie in Ihrer Wahl bestimmt hat."

„Herr Lemner," fuhr Maria ernst, ja fast feierlich fort: indem sie seine Hand erfaßte und ihm forschend ins Auge sah, „denken Sie nach, wenn Sie in diesem Augenblicke zwischen mir und — — Johanna zu wählen hätten! Für wen würde ihr Herz am Lautesten sprechen?"

„Johanna!" rief Lemner aus und eine schnelle Blässe gab seinem Antlitz einen ungewöhnlichen, ja feierlichen Ausdruck.

„Sie erinnern sich also Johanna noch?" fuhr Marie gespannt fort.

„Ja Marie! Sie haben Recht, und sollten auch alle irdischen Erinnerungen verschwinden — Johanna vergesse ich nimmer! Aber sprechen Sie nicht von ihr! Gott allein weiß, ob sie noch auf der Erde lebt," setzte Lemner hinzu, nachdem er sich ein wenig gesammelt hatte.

„Wenn sie nun noch lebte, wenn sie Sie geliebt hätte, Sie noch liebte, wenn sie um Ihretwillen allen Freuden des Lebens entsagt hätte — was würden Sie dann thun? Sprechen Sie jetzt eben so aufrichtig wie ich."

„Ich weiß nicht, was ich thun würde," stammelte Lemner.

„So waren Sie es auch nie werth, von einem Herzen wie Johanna's geliebt zu werden."

„Marie! Kennen Sie Johanna? Sprechen Sie — o sagen Sie mir, lebt Johanna? denkt sie noch an mich?" rief Lemner aus, und jetzt sah man, daß auch in seiner Brust ein warmes Gefühl leben lernte.

„Gott sei Dank, ich sehe, daß die Liebe stärker als die Zeit, stärker als Alles ist!" fiel Maria mit Wärme ein, als sie die Veränderung sah, welche das Antlitz ihres Liebhabers ausdrückte.

„Und welcher von uns Beiden würden sie den Vorzug geben, Johanna oder mir?" setzte sie lächelnd hinzu.

„Verzeihen Sie mir, Marie, Sie sind jung und schön, aber Johanna — ach ja, Johanna; — Aber sagen Sie mir um Gotteswillen, wo lebt sie, und wie kennen Sie mein Verhältniß zu ihr?"

„Sie verdienen es, daß ich das Versprechen breche, welches ich Johanna gegeben habe; denn sie hat es mir anbefohlen, Ihnen niemals ihren Namen zu nennen."

„So haben Sie Johanna gesehen? O Gott, ist sie noch wie damals?" rief Lemner heftig aus.

„Ja, ich habe sie gesehen, so sanft, so gut, wie ein Engel!"

„Wie ein Engel — ja, wie ein Engel! Ach so ist sie noch wie damals!" fiel Lemner ein und große Thränen glänz-

ten in dem zum Himmel erhobenen Auge, welchem Johanna jetzt mehr Ausdruck gegeben hatte, als Marie ihm jemals zugetraut hätte.

Jetzt erzählte Marie den Zufall, welcher sie mit Johanna zusammengeführt hatte, so wie auch Alles, was seit der Zeit vorgefallen war, wo Lemner sich von ihr getrennt hatte.

„Aber warum schrieben Sie nicht, wenn sie in ihrem Kummer über die Kälte in Ihrem Briefe und in dem Gedanken an Ihr großes Glück Ihnen vorschlug, sie zu vergessen und sich ein junges Mädchen zu wählen, welches in Glanz und Ueberfluß erzogen sei?" fragte Marie. „Sie sahen doch wohl ein, daß verletzte Liebe und nicht Kaltsinn Johanna's Brief geschrieben.

„Habe ich ihr nicht geantwortet? Hat sie denn gar nicht von den vielen Briefen gesprochen, welche ich ihr geschrieben und worin ich sie anflehte, sie solle mir um Gottes Barmherzigkeit willen treu bleiben? — Aber da mir nie mehr ein einziges Wort zur Antwort wurde und ich statt dessen zwei Briefe von ihrem Vormund erhielt, welcher mir sagte, daß es nicht der Mühe werth sei, wenn ich versuchen wollte, Johanna wieder zu gewinnen, die sich jetzt mit seinem Sohne verheirathen werde — was sollte ich da thun? — Ich dachte: Fahre hin! Aber sie als Gattin dieses Bösewichts zu sehn, das vermochte ich nicht.

Jetzt begriffen sowohl Marie als Lemner Ergers schänd-

liche Betrügerei und Lemner war sogar außer sich von alle dem, was er jetzt hatte erfahren müssen.

„Sie ist nicht seine Gattin!" rief Lemner im Uebermaße seiner Gefühle aus. „Sie lebt und denkt noch an mich! O Gott, Maria, wie viel habe ich Ihnen zu danken! Aber was wird der Probst sagen, dem ich doch mein Wort gegeben habe?" setzte er hinzu, als er sich ein wenig beruhigt hatte.

„Darüber können Sie sich beruhigen," antwortete Marie, „denn ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, ich hatte von Anfang an die Ueberzeugung, daß wir nicht für einander paßten; und eben so bin ich überzeugt, daß mein Vater derselben ist, wie sehr er Sie auch immer schätzt."

„Nein, Marie, wir passen auch nicht für einander, das sehe auch ich jetzt ein, denn nur Johanna allein kann mich um meiner silbst willen lieben. Gott lasse sie jetzt nur nicht unerbittlich sein!"

„Wozu stehe ich hier denn noch länger?" dachte endlich Hedda, die mit klopfendem Herzen versucht hatte, jeden einzelnen Laut der Redenden aufzufangen, die aber in Folge ihres durch ein schweres Nervenfieber geschwächten Gehörs nicht genug hatte aufschnappen können, um einigen Zusammenhang herauszubringen.

„Nein es ist nicht möglich," sagte sie leise zu sich selbst, als sie zu vernehmen glaubte, wie Lemner das Wort: „Johanna" aussprach. Sie verließ ihren gefährlichen Platz und hörte deutlich Marie sagen: „Gott sei Dank, daß die Liebe

— — —.“ Mehr hörte Hedda nicht, denn es summte wieder leise vor ihren Ohren und als sie gleich darauf wieder ein „Johanna“ zu hören glaubte, da verließ sie in purem Aerger den undankbaren Posten und trat einige Minuten darauf durch eine andere Thür zu Maria herein, gerade als Lemner wohl zum zehnten Male schon ihre Hand an seine Lippen führte und einen ausgezeichnet schönen und kostbaren Brillantring an ihren Finger steckte.

„Keine Weigerung, denn eben dieser Stunde habe ich ja das ganze Glück meines Lebens zu danken,“ rief Lemner aus, wurde aber plötzlich verlegen und schwieg als er die Pröpstin eintreten sah.

„Ach laßt Euch durch mich nicht stören,“ fiel Hedda ein, welche die letzten Worten gehört hatte und mit freudestrahlenden Augen auf die Beiden herzustürzte.

„Mutter, gute Mutter,“ rief Marie, die mit tiefem Schmerz die Freude ihrer Mama und ihren Irrthum gewahrte; in demselben Augenblicke aber öffnete der Probst die Thür und bat, mit seiner Frau sprechen zu können.

„Siehst du, lieber Mann,“ jubelte sie ihm entgegen, als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte und ohne das Anliegen ihres Mannes abzuwarten, „jetzt ist die Sache doch abgemacht!“

„Sei nicht so kindisch, liebe Hedda,“ sagte der Probst mit ernster Stimme und verlangte von ihr die sogenannten jau Mattsons Tropfen für einen Ochsen, welcher heftig erkrankt war.

„Es ist keine Zeit zu verlieren,“ setzte er mit einiger Heftigkeit hinzu, als er sah, daß Hedda sich nicht von der Stelle bewegte. „Der Ochse ist sehr krank und es wäre ein großer Verlust für uns; er ist jung und schön und einer von denen, welche wir selbst aufgezogen.“

„Lieber Sylvén, wie kannst Du Dich in einem solchen Augenblicke um den Ochsen kümmern?“ rief Hedda unwillig aus. „Und wollten uns zehn Ochsen sterben, glaubst Du nicht, daß Lemner uns den Schaden ersetzt?“

„Ich habe Dich für vernünftiger gehalten, Hedda!“ antwortete der Probst fast zornig; „aber meine selige Mutter, die doch gar keine Tochter hatte, sagte immer, daß die Mütter verrückt würden, wenn es sich um die Heirath der Töchter handelte, und ich sehe, sie hatte Recht. Gieb mir jetzt die Schlüssel her und komm wenigstens so weit zur Besinnung, daß du mir sagen kannst, wo die Flasche mit den Tropfen steht.“

„Zur Besinnung kommen? — Ich zur Besinnung kommen?“ wiederholte die Pröbstin jetzt heftig geworden. „Es wäre besser, daß Du zur Besinnnng kämst und hörtest, was ich Dir zu sagen habe; Du würdest dann wahrhaftig eben so wenig wie ich darnach fragen, ob der Ochse die Kolik habe, oder nicht.“ Und dabei faßte sie ihren Mann beim Arm und hinderte ihn, hinaus zu gehen.

„Mein lieber, guter Axel, so höre doch jetzt!“ rief sie aus. „Als ich in das Zimmer kam, steckte Lemner einen Ring an Mariens Hand, welche er mit der größten Zärtlich-

keit küße, indem er sagte, daß er diesem Augenblick für das Glück seines ganzen Lebens zu danken habe. Als er mich erblickte, war sein ganzes Wesen so verlegen, wie das eines jungen Bräutigams, und Marie kam mir mit so schüchternen und zugleich glücklichen Augen entgegen, als sähe sie schon das Brautbette vor sich; dabei rief sie: „Mutter, gute Mutter!“ Da aber kamst Du mit Deiner Ochsengeschichte und machtest dieser hübschen Scene ein Ende.“

„Was, um Gotteswillen — was sagst Du, Hedda?“ rief der Probst und seine Stirn zog sich in tiefe Falten.

„Ich sage, was ich gesehen habe. Ach, ich sehe noch immer den blitzenden Ring an Mariens Hand, ich höre noch immer — —.“

„Um Gotteswillen, Hedda, das kann ich nimmer glauben. Dies wäre Mariens und unser Aller Unglück!“ fiel der Probst mit Unglück verkündender Miene ein.

„Du wirst doch nicht meine ganze Freude, Mariens ganze Glückseligkeit zerstören wollen? Und dann bedenke, lieber Mann, wenn Marie ihr Versprechen gegeben hat, so wirst Du dies doch wohl nicht zurücknehmen?“ fügte sie bittend hinzu.

„Marie kann kein Versprechen gegeben haben! Nein, es ist unmöglich!“ antwortete der Probst beruhigt. „Sie würde nie, in welchem Verhältnisse es auch sein möge, den Muth haben, ohne unsere vorherige Prüfung eine so wichtige Sache zu entscheiden. Nein, ich kenne Marie,“ fuhr der Vater, glücklich in seiner Gewißheit, fort.

In demselben Augenblicke trat Marie heraus und an der schneeweißen Hand glänzte der blitzende Ring.

„Gott segne Dich, Marie!" rief die Mutter und schloß sie mit heftiger Zärtlichkeit in die Arme.

„Mein geliebtes Kind, was um Gotteswillen hast Du gethan?" fragte der Probst mit schwankender Stimme und heftete einen durchdringenden Blick auf Marie, deren Miene ein wunderliches Gemisch von Zufriedenheit und Zweifel ausdrückte.

„Ach, wenn Du es nur billigtest, was ich gethan habe, so würde ich glauben, nie etwas Besseres gethan zu haben und mich nie so glücklich fühlen wie jetzt," antwortete Marie mit strahlenden Augen.

„Herr Gott, mein Kind, Du meinst wohl, ob Dein Vater es billigt?" wendete Hedda liebevoll ein. „Gewiß billige ich, was Du gethan hast. Ja, ich werde mein ganzes Lebelang Gott dafür danken und wir wollen vereint versuchen, Deinen guten Vater auf unsere Seite zu gewinnen."

„Mutter, liebe gute Mutter, es ist nicht wie Du glaubst, und es thut mir wehe, daß ich gezwungen bin, Dich zu betrüben; aber wenn ich Euch erst Alles erzählt habe, hoffe ich, werden wir uns Alle freuen."

„Willst Du denn Komödie mit Deinen Eltern spielen, oder was soll dies heißen, Marie?" fragte die Mutter verwundert.

„Es liegt etwas in Deinem Wesen, was auch mir räthselhaft erscheint," sagte der Vater und blickte Marie zweifel,

haft an, die jetzt in aller Kürze den Zusammenhang erklärte aber mit all der Freude und mit der Theilnahme, welche ihr Herz bei dem Gedanken an Johanna's Seligkeit erfüllte.

„Du lieber Gott, daß ich ein solches Kind, eine Ehekupplerin erziehen mußte!“ rief Hedda in voller Raserei. „Was glaubst Du, das diese Johanna ist? Ja, eine Landstreicherin, die mehr Männer haben würde, als irgend einer im alten Testamente Frauen gehabt hat, wenn sie alle die hätte heirathen können, welche sie zu fangen gesucht hat. Als sie hörte, daß Du ein solches Glück machen solltest, hat sie Dir diese lange Geschichte da vorgeschwatzt, denn sie wußte, daß Dein romantisches Herz ihr sogleich seinen Lemner abtreten und ihr auf ihre alten Tage einen Mann zu verschaffen suchen würde. Aber, meine liebe Marie, wenn Deine Eltern zehn Klaftern tief unter der Erde liegen und Du einsam, gealtert, und wie Johanna auf dem alten Register stehst, dann wird keine fromme Marie Dir ihre Rechte abtreten und eben so wenig ein solches Schaf bei der Hand sein wie Lemner, der sich einbilden läßt, daß er Dich seit Menschengedenken geliebt hat.“

„Mutter, liebe Mutter, sprich nicht so,“ stammelte Marie. „Schmähe nicht auf Johanna; sie ist so gut, so liebevoll! Sie verbot mir, in Lemners Gegenwart ihren Namen zu nennen, sie wollte vor mir, wie vor der ganzen Welt das Geheimniß ihres Herzens verstecken, aber sie konnte ja nicht dafür, daß sie in Ohnmacht fiel, wobei ich den Ring nnd Lemners Portrait erblickte.“

„Wer an Ohnmachten glaubt, liebes Kind, muß eben so einfältig sein wie Du und niemals Weiberlist gekannt haben. Ja, jetzt wird sie die Herrin auf Lundafors werden, Neujahrsvisiten annehmen und immer den ersten Platz haben, während Du sonst die Wirthin auf dem prächtigen Gute hättest sein und auch ich mich dort wie zu Hause hätte befinden können."

„Aber mein Gott, Hedda, wohin führt Dich denn Deine Uebereilung?" fragte der Probst strenger als jemals. „Wie kannst Du Dich von einem mißlungenen Plane irre leiten lassen? Du wirst doch auch einsehen, daß Lemner kein Mann für Marie ist. Glaubst Du, daß die Glückseligkeit aus einer so vollkommnen Ungleichheit, sowohl im Alter als in jeder andern Beziehung aufblühen kann? Man muß, wie Johanna, sich von Kindheit auf an Lemner gewöhnt haben, um das wirklich Gute in ihm lieben zu können, ohne von seinen abstoßenden Eigenschaften und seiner geringeren Bildung unangenehm berührt zu werden. Marie wäre auch ohne Johanna's Dazwischenkurft niemals Lemners Frau geworden. Ich sprach stets so, daß sie es verstehen sollte, aber seine Einbildung und Deine Aufmunterungen machten ihn taub für meine Andeutungen. Sein Irrthum that mir weh und ich habe mit Schmerzen dem Augenblick entgegengesehen der ihn durch ein „Nein" aus diesem Irrthum befreien sollte, denn ich hege wirklich Freundschaft und Achtung für ihn. Jetzt ist Marie eine Art Ursache zu seinem Glück gewesen und in dem Augenblicke, wo er seinen Plan zernichtet sehen

sollte, findet sein Herz eine wirkliche Glückseligkeit wieder, die weit entfernt von Einbildung und kindischen Berechnungen ist. Sieh dies ein, liebe Frau, und danke Gott, daß er diese Sache so wohl beendigt hat! Wir besitzen ja unsere Marie, und ihr gutes Herz hat dem, welcher sich um ihre Hand bewarb, jetzt ein wahres und dauerndes Glück bereitet, anstatt ihn zu verletzen."

„Wir besitzen unsere Marie! Ja, lieber Sylvén, wenn Du fortfährst wie Du begonnen hast, so werden wir sie wohl für ewige Zeiten besitzen, denn einen Korb hier und einen Korb da, so wird sie noch gerade ihre Körbe in Ruhe für sich behalten können. Das aber sage ich Dir, von allen Studenten und Adjunkten, überhaupt von allen solchen dummen Partieen will ich durchaus nichts wissen und ich werde ihnen einen Korb geben, daß sie wahrhaftig mich und den Korb so bald nicht wieder vergessen sollen."

„Nichts weiter hiervon, Hedda!" sagte der Propst mit entscheidender Stimme, „sondern laß uns nun zu Lemnern hineingehen, und ich will hoffen, daß sich meine Frau nicht durch eine Uebereilung so verwirren läßt, daß sie dadurch Lemners Freundschaft und Hochachtung verlieren müßte."

Mit diesen Worten verließ der Propst das Zimmer und ging zu dem glücklichen Liebhaber.

„Ich gratulire Dir mit aufrichtigem Herzen, lieber Lemner!" sagte der Propst und reichte dem etwas verlegenen Lemner freundlich die Hand.

„Ach, lieber Bruder, ich bin so froh wie ein Kind;

wenn Du mich nur nicht für einen Wetterhahn hältst, daß sich meine Gedanken so schnell ändern," antwortete Lemner und verbeugte sich.

„Nein, gewiß nicht, ich sehe diese Sache für ein Werk der Vorsehung und nicht der Menschen an, und halte sie für uns Alle für eine wirklich gemeinschaftliche Freude."

„Ja, und noch dazu ein solches Mädchen, wie Johanna ist! Ach wie sehne ich mich, sie wieder: „Mein Johannes!" sagen zu hören, wie sie oft in früheren Tagen zu mir sagte!" rief Lemner mit Enthusiasmus aus. „Aber was sagt denn Deine Frau? Das betrübt mich noch am Meisten von Allem," setzte er ängstlich hinzu.

Nachdem der Probst ihn auch hierüber beruhigt hatte, begann er wiederum von seiner Johanna zu sprechen und da er nun einmal auf dieses Thema gekommen war, wurde er auf seine Weise äußerst beredt.

Während deß hatte Marie alle Mühe, die aufgeregte Mutter zu besänftigen. Sie bat, machte Vorstellungen, sie weinte, schmeichelte — aber Alles schien vergebens. Hedda war diesmal unermüdlich in Zorn und Vorwürfen. Aber Axel öffnete die Thür und Marie athmete leichter.

„Mein Gott, was geht hier vor?" rief er aus, als er Beide so aufgeregt sah; und die Mutter erzählte darauf den Vorfall und zwar verbrämt durch mancherlei beißende Anmerkungen.

„Nun, Gott sei Dank, daß diese langweilige Geschichte ein Ende hat, die sowohl wegen Mariens Herzen, als des Ur-

theils der Leute mir wirklich höchst unangenehm war!" rief Axel sehr erfreut aus.

„Was meinst Du, Axel?" fragte die Mutter und sah mit forschendem Blick auf ihren Liebling.

„Nichts Anderes, als den natürlichen Schatten, welcher auf die Eltern fällt, welche um des Reichthums und des äußeren Glanzes willen das Herz und die Glückseligkeit ihres Kindes aufopfern wollen; und glaube mir, liebe Mutter, daß dieser Irrthum von Dir, in welchem Du Mariens Glück verkanntest, hier fast den Mutternamen befleckt hätte. Soll ich denn nicht froh sein, wenn ich sehe, daß alles Dies zu Ende ist, daß die allgemeine Achtung, in welcher Du stehst, sich fleckenlos erhalten hat; wenn ich Mariens Ruhe, und künftig eine Frau in Laudofors sehe, welche das Haus dort gemüthlich und den Wirth minder lächerlich machen kann; die ferner nicht ein beklagenswerthes Opfer seiner Reichthümer geworden ist, sondern aus reiner Liebe ihm folgen wollte, und wäre es in das sandige Arabien?"

Axels Worte übten ihre gewöhnliche Allmacht auf das Herz der Mutter aus, aber als die Rede auf Lundafors kam, verfinsterten sich ihre etwas aufgeheiterten Züge. Axel begriff schnell, welches Wetter diese Wolke herbeigetrieben habe, und ließ jetzt einen andern Wind blasen.

„Nein, unsere Marie soll einen anderen Mann haben!" rief er aus und umarmte fröhlich die Schwester. „An Freiern wird es gewiß nicht fehlen, wenn man so schön und liebenswürdig ist, wie sie; aber alten lächerlichen Männern

geben wir unser Kleinod nicht, denn was soll der Winter mit den Rosen? Er kennt ja ihren Werth nicht!" declamirte er. „Nein, ein junger schöner Mann mit Herz, Kopf und gutem Ton soll Dein Bräutigam werden, Marie, zum Beispiel — — —"

„Gustav!" fiel die Mutter ironisch ein.

„Weiter hinauf, liebe Mutter, zum Beispiel — aber Du brauchst nicht so zu erröthen — zum Beispiel der stattliche Bürgermeister Brenner, der so sehr entzückt von Dir war."

„Du scherzest, Axel; sollte er Marie gern sehen?"

„Ja, davon magst Du überzeugt sein, liebe Mutter, obgleich er selbst zu schüchtern ist, um dies zu gestehen."

„Ja, ja, Sylvén hat Recht, daß Alles was geschieht, das Beste ist. Vielleicht bist Du für ihn bestimmt, Marie, und dann wärst Du um Dein Glück betrogen gewesen; denn ich habe viele Briefe von Luise, in welchen sie ihn immer lobpreis't. Sie wollte ihn mir immer gern zum Schwiegersohne machen, und sie bedauerte es wirklich, daß daraus nichts werden konnte; — übrigens kann mich das gar nicht wundern, wenn er ein so außerordentlich hübscher Mann ist. Und dazu kommt noch, daß es ganz gleich ist, ob man Bürgermeisterin in einer kleinen Stadt, oder Landshauptmännin in einer größeren ist."

„Da nun Alles wieder auf gutem Fuße steht, so wollen wir uns gleich heute einen vergnügten Tag machen und auf Lemner's und Johanna's Glück ein Glas leeren!" sagte Axel

und ging auf den Schrank zu, um sogleich die Gläser hervorzuholen.

„Was hast Du gethan, Axel?“ sagte Marie, welche dem Bruder gefolgt war.

„Sei nicht um den Bürgermeister besorgt; laß mich nur machen, und Alles wird gut gehen. Verdirb nur nicht mein Werk durch Seufzer und betrübte Gesichter.“

Einige Minuten darauf trat Axel mit der Mutter und Marie zu den Herren hinein. Mit vieler Freude und fast mit Verwunderung sah der Probst die Veränderung seiner Frau.

„Eine eigene, und, wie ich hoffe, für uns Alle ganz glückliche, obgleich unvermuthete Veränderung, Herr Lemner, zu der ich von Herzen gratulire!“ begann Hedda artig, jedoch nicht ohne einen gewissen Stolz in Stimme und Mienen.

„Ergebenster Diener, meine gnädigste Frau Pröbstin! Das Geschehene ist gewiß das Beste.“

„Ja, besonders wenn man einen solchen Tausch macht!“ wendete Hedda mit ironischem Lächeln ein.

„Ach, Niemand würde sonst diesen Tausch gut genannt haben, ich aber thue es,“ antwortete Lemner heiter, „denn alte Liebe rostet selten!“

„Und deßhalb wollen wir auf das Wohl der alten treuen Liebe, und als Typus einer solchen, das Wohl des Bergwerkbesitzers Lemner und Fräulein Johanna Landers ein Glas leeren!“ sagte der Probst mit großer Herzlichkeit.

„Ergebenster Diener, lieber Bruder — meine Herrschaf-

ten!" antwortete Lemner und machte einen Kratzfuß nach dem andern. „Ach, wenn doch Johanna dies hörte und sähe," setzte er hinzu, und eine große Thräne hing ihm im Auge.

Hedda füllte die Gläser wieder, Marie sammelte ihre von Lemnern ganz auf die Erde gerissenen Tüllstreifen, und Axel hielt lange aber wahre Lobreden über Johanna und ihre Eigenschaften.

„Sieh da, Du lieber kleiner Freund! Dich habe ich lange nicht so nahe gesehen, seit dem Tage, wo ich von Johanna den Korb bekam!" sagte Lemner, indem er mit ganz eigener Miene die Thräne betrachtete, die sich bei Johanna's Ruhm auf seine Hand hinabgewagt hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Sonntag nach diesem höchst sonderbaren Besuche Lemners in dem Pfarrhofe war einer von den schönen Septembertagen, welche so herrlich auf die Seele wirken und so willkommen sind, vielleicht grade deshalb, weil sie wie ein Geschenk kommen und nicht wie eine uns zustehende Forderung. Ein schöner Frühlingstag stimmt uns zur Freude ein klarer, freundlicher Herbsttag aber zur Dankbarkeit.

Der Tag, von welchem wir jetzt sprechen, erregte eben diese sanften, wohlthuenden Gefühle. Der Himmel war klar und die Sonne warf ihre belebenden Strahlen auf die noch grünenden Gehölze, in denen die wenigen gelblichen Blätter sich zwischen den frischen Schwestergruppen versteckten, gleichsam um nicht diese Stunde durch den Gedanken an Sturm und Vergänglichkeit zu stören. Es war, als wolle die Natur noch einmal den Menschen heiter stimmen, ehe Frost und Schneegestöber sie heimsuchen und endlich ihre bezaubernden Reize verwüsten. Alles war so schön, so klar und so still, daß es schien, als riefen die Glockentöne nicht nur zum Sabbath der Herzen, sondern auch zu dem der Natur. So waren wenigstens die Gefühle, welche sympathetisch Axels und Mariens Seelen erfüllten, als sie an der Seite des Vaters den grünenden Weg zur Kirche wanderten.

Mariens frommes Herz sehnte sich innig nach der Stätte des Herrn; denn es wollte in ihm nicht Friede werden. Sie sehnte sich nach dem Kirchengesang, nach dem Anblick des Altars, vor welchem sie das erste Mal, ungestört von innerm Sturm und Leidenschaften, niedergeknieet war. Dort, hoffte sie, sollte ihr Kummer besänftigt werden und der Engel des Friedens mit seinen weißen Fittigen ihrer Seele Linderung zufächeln.

Marie hatte sich nicht verrechnet. Die ersten Orgeltöne, welche das hohe Gewölbe durchbraus'ten, schmiegten sich beruhigend, gleich Davids Harfentönen, in ihr Herz, und

bald sah sie im Geiste wieder die schwankende Jacobsleiter bis zu dem Friedensland hinaufreichen, dessen Seligkeit in süßen Ahnungen ihre Seele umschwebte.

Auch Gustav war in der Kirche. Er war in Axels Kirchenstuhl gekommen, und zwar einige Minuten später als Axel eingetreten war. Freundschaftlich grüßten die beiden Jünglinge einander, wenn auch vielleicht nicht mit der offenen Herzlichkeit wie früher.

Axel, der von dem finstern Kummer, der über Gustavs Zügen ruhete, tief ergriffen war, setzte sich so, daß ihn Niemand betrachten konnte; er folgte genau dem Wechsel, oder vielmehr dem steigenden Ausdruck in seinem Antlitz und wurde dadurch in seinem vorhergefaßten Entschluß befestigt, aufrichtig vor Gustav sein Herz auszuschütten und ihm sein Geheimniß abzufordern. Liebte er Alma, so wollte er ihn trösten und, nach den Worten des Majors, ihm Hoffnung einsprechen. Aber wie sollte er Marie trösten können? — Hier wurde es dunkel vor Axels Gedanken; doch auch für sie war ja die Gewißheit das Beste.

„Ja, heute muß ich mit Gustav sprechen. Aufrichtigkeit beugt vielen Uebeln vor. Der Nebel, welcher jetzt unsere Seelen vor einander versteckt, könnte sonst eine undurchdringliche Wolke werden. Nein, meine Freundschaft soll diesen Nebel zerstreuen; ohne Gustavs Freundschaft kann ich nicht leben und er nicht glücklich sein ohne die meinige.“

Diese Gedanken beschäftigten Axels Seele mehr als der

feierliche Gottesdienst — und waren denn nicht auch sie ein Gottesdienst?

Und was waren es für Gedanken, welche Gustavs Seele erfüllten? Sie waren finsterer als Axels. Er war um die schönste Wahrheit des Lebens betrogen. Die Liebe, welche gleich einer himmlischen Offenbarung vor seinem schwärmerischen Herzen gestrahlt hatte, schien ihm jetzt ein gefallener Engel, ein Meineid, eine Lüge, und doch verstieß die Stärke seiner eigenen Liebe dies harte Urtheil und stand als Vertheidigung der himmlischen Abkunft der Liebe da. Und als er nun Marie sah, diese frommen reinen Züge von Andacht und Frieden übergossen, da war es nicht sie, welche ihn um diesen schönen Traum betrogen hatte; und doch — sie liebte einen Andern.

„Du kommst doch heute mit uns nach Hause zu Mittag?" sagte Axel mit herzlichem Tone zu Gustav, als sie sich beide draußen vor der Kirchenthür befanden.

„Nein, Axel, ich kann nicht; denn der Major will heute Nachmittag mit den Seinigen ausfahren, und Alma bat mich, nach Hause zu kommen und sie zu fahren."

„Dann freilich wage ich es nicht, Dich um eine solche Entbehrung zu bitten!" antwortete Axel und das Blut stieg ihm in Stirn und Wangen.

„Entbehrung, Axel?" wiederholte Gustav und heftete den klaren Blick auf Axels veränderte Züge. „Was meine größte Entbehrung ist, kennst Du, und eben so erkennst Du

auch gewiß mich wieder, da Du siehst, daß ich diese Entbehrung vorziehe."

In Axels Gehirn ging es rund herum. Antworten konnte er nicht, auch brauchte er es nicht, denn der Probst und Marie standen schon bei ihnen.

„Lieber Gustav," sagte der Probst und legte seine Hand auf dessen Schulter, „weshalb bist Du so unsichtbar in Högadal geworden und läßt uns sitzen und auf Dich warten? Ich meine, wir könnten Dich wenigstens um Axels willen einmal bei uns sehen."

Gustav hatte die Kommenden nicht gesehen. Schnell wandte er sich bei dem freundlichen Gruß des Probstes und hatte Mühe, nicht zu verrathen, was er empfand.

Marie erröthete, blickte zur Erde; und Gustav — wie deutete er ihre Verlegenheit?

„Nun, Du kommst doch wohl heute mit uns nach Hause?" fuhr der Probst fort.

„Heute nicht, lieber Onkel."

„Und der Grund?"

„Eine Reise mit der Familie des Majors!" wendete Axel heftig ein.

„Ja, so ist es!" meinte Gustav mit einem eigenen Lächeln.

„Wäre Alma ein paar Jahre älter, so würde ich behaupten, daß sie es sei, welche Dich an Majors festgekettet hat. So aber kann ich dies nicht anders verstehen, als daß Du diese Deinen frühern Freunden vorziehst."

Sympathetisch wirkte dieser Scherz des Probstes auf Marie und die Jünglinge; aber Jeder war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um an den Andern zu denken.

„Ich darf nicht wählen, was ich vorziehe!" antwortete Gustav mit tiefer Stimme.

„War dies eine Hindeutung auf die Wahl des Tages," antwortete der Probst heiter, „so mußt Du heute bei uns in Högadal sein — und nun Gustav, kein Wort mehr davon. Du schickst das Pferd nach Hause und morgen soll Axel Dich zurückfahren."

Gustav hatte jetzt, aus Gott weiß was für einem Grunde, nichts weiter anzuführen, obgleich er nicht recht mit sich selbst zufrieden war.

Auf dem Rückwege von der Kirche erzählte der Probst, daß er am Nachmittage mit seiner Frau und Tochter bei einer Familie der benachbarten Gemeinde Gevatter stehen solle.

„Und deßhalb wollte Axel mich heute dort haben? Wäre Marie zu Hause geblieben, so würde er mich sicherlich nicht gebeten haben!" dachte Gustav.

Lange hatte Gustav nicht ein so freundliches Willkommen von Hedda empfangen, als heute. Die Aussichten auf den Bürgermeister machten ihn in ihren Augen nicht mehr gefährlich. Gustav durchschaute sogleich den Grund dieser Freundlichkeit, und diese Entdeckung schmerzte ihn tief. Aber sein Aeußeres war ruhig.

Nach der Mahlzeit verschwanden die Damen sogleich,

um das Gallakleid anzulegen; aber der Probst, welcher nur den Talar anzulegen brauchte, und stets für Gustavs Gesellschaft sehr eingenommen war, blieb bei den beiden jungen Leuten im Vorzimmer, bis Marie zurückkam und ihn erinnerte, daß es sogleich Zeit zur Abfahrt sein werde.

Der Probst hatte jetzt auch sehr eilig und ging sogleich in sein Zimmer.

Im Vorzimmer wurde es still.

„Mit wem sollst Du denn Gevatter stehen?“ fragte endlich Axel. „Ich weiß es nicht.“

„Ich weiß es auch nicht.“

„Mit wem wünschtest Du es denn wohl?“

„Mit Keinem von denen, die dort sind!“ antwortete Marie, und die Lilie floh von ihren Wangen.

Wenn Gustav in diesem Augenblicke doch Marie angeblickt hätte: er würde die reine, verklärte Seele durchschaut haben! Er hörte nur — und das schien ihm genug.

Der Wagen stand jetzt vor der Thür. Gustav war den Reisenden beim Einsteigen behilflich, und obgleich er kaum Mariens Hand berührte, so war doch der flüchtige Blick, mit welchem sie ihren Dank begleitete, so zärtlich und liebevoll, daß Gustavs Auge unwillkürlich in derselben schönen Sprache antwortete. Er fühlte dies, und bereute seine Schwachheit.

„Der Tag wird Dir heute langweilig werden, Gustav!“ sagte Axel freundlich, aber nicht in dem freien Tone, mit welchem er sonst zu Gustav zu sprechen gewohnt war.

„So sprachst Du sonst nicht, Axel!“ antwortete Gustav mit einem halben Seufzer und warf sich auf das Sopha.

„Weil ich früher ein Theil Deiner selbst war — aber jetzt! —“

„Jetzt hast Du mich von Deinem Herzen verstoßen, Axel! Du hast mir Deine Freundschaft entzogen!“

„Das habe ich nicht gethan, Gustav;“ antwortete Axel. „Nein, Gustav, frage Dein eigenes Herz und frage Dich, ob Deine Seele, die jetzt mit einem fremden Herzen erfüllt ist, nicht der Freundschaft und des Freundes entbehren zu können scheint!“

„Und sollte auch dies Gefühl, von dem Du sprichst, erwidert werden und mich zu dem Glücklichsten der Menschen machen, ohne Dich, Axel, könnte ich mein Glück nur halb genießen. Sag', wie sollte ich mich nicht verlassen fühlen, wenn auch Du mich verlassen hast?“

„Gustav,“ rief Axel und warf sich in des Freundes Arme, „so lange mein Herz noch schlägt, bleibt es Dir offen und treu! Gieb mir Deine Freundschaft, Dein Vertrauen wieder; verzeihe mir, denn ich weiß, ich war es, der, anstatt Dir offen zu sagen, was mich schmerzt, Dir mit Kälte begegnete. Verzeih mir. — Aber, was von jetzt an in meiner Seele vorgeht, sollst Du kennen, als lebte es in Deinem eigenen Herzen!“

Minuten waren verschwunden und die Freunde lagen sich noch in den Armen.

Axel war glücklich wie ein Kind und sein Glück ergoß sich in glühenden Worten; aber wenige Augenblicke darauf verstummte er wieder und es schien, als ruhe noch etwas auf seinem Herzen.

„Seit wie lange hast Du Alma geliebt?" fragte er endlich mit gezwungener, aber weicher Stimme.

„Ich — ich Alma geliebt?" rief Gustav mit dem größten Erstaunen. „Ist es möglich — hast Du dies jemals geglaubt?"

„Du liebst sie also nicht?" fragte Axel mit freudestrahlenden Augen. „Und doch habe ich es geglaubt. Sieh, Gustav, dies war es, was mich bestimmte, so kalt und abstoßend gegen Dich zu erscheinen. Ja, Du sprichst wahr, Du mußt wahr sprechen, denn Du kannst nicht lügen. Aber ich glaubte wirklich, daß Du Alma liebtest, ich glaubte es von dem Augenblicke an, wo ich, unbemerkt von Dir, sah, wie Du die schöne Gestalt betrachtetest."

„Axel," sagte Gustav, „ist es möglich, daß Du nicht das Bild entdeckt haben solltest, das in dem Heiligsten meiner Seele wohnt! Begreifst Du nicht, daß es der Zauber der Erinnerung, nicht der des Augenblicks war, welcher mich damals in so süße und doch so bittre Träume einwiegte, und daß — — —."

„O, jetzt verstehe ich!" fiel Axel lebhaft ein; „meine Hoffnung, meine Ahnung haben mich nicht betrogen! Du liebst Marie, ich war immer dieser Meinung, und dieser

Gedanke machte mich so glücklich. Aber ich weiß nicht, welcher Dämon diesen finstern Argwohn in meine Seele träufelte.

„Ja, Axel, ich liebe Marie mit der reinsten, wärmsten, tiefsten Liebe, welche je in einer menschlichen Brust geglüht hat," antwortete Gustav, und ein heiliges Feuer glühte in seinen großen schönen Augen. „Aber ich mußte ja dies Gefühl opfern! Marie kann mir nie gehören. Was sollte ich, ein armer Mensch, ihr auf der Irrfahrt meines Lebens bieten können? Nein, ein schöneres Schicksal wartet ihrer, und dies ist näher als ich es geahnt habe!" — Gustavs Brust hob sich mächtig. — „Sieh, Axel," fuhr er fort, „deßhalb verbarg ich Deiner Schwester meine Liebe, deßhalb nahm ich den mir so widerlichen Dienst in Strålvik an. Für mein Herz war ich nicht besorgt, denn sein Schicksal war ja schon entschieden, aber dort konnte ich wenigstens meine Qual verbergen. Ich fürchtete Mariens Gegenliebe — gerade das schönste Glück meines Lebens fürchtete ich, denn ich fühlte mich nicht stark genug, meiner Leidenschaft in Mariens Nähe widerstehen zu können. O, Axel, wie viel habe ich durch den Gedanken gelitten, meine Leidenschaft nicht ganz bekämpft zu haben! Ich hielt mich für den Friedenstörer dieses schönen Herzens. Jetzt da ich weiß, daß Marie einen Andern liebt, seit ich ihre Augen mit Thränen genetzt sah bei dem Abschiede von dem Glücklichen — jetzt, Axel, damit Du Alles weißt, jetzt brennt ein Vulkan in meiner Brust, und ich fürchte, daß sein Ausbruch das Leben verzehren wird, das mir schon um meiner Mutter willen theuer sein muß.

Du kannst, so weich Dein Herz auch ist, nicht begreifen, was ich leide. Deine glückliche Natur kann diese tiefe Leidenschaft nicht begreifen, welche meine Seele quält."

Jedes von Gustavs Worten war tief in Axels Brust gedrungen; mit strahlenden Augen brachte er ihm jetzt die Freudenbotschaft, daß Marie keinen Andern liebe, noch geliebt habe.

„Und doch muß ich ihr entsagen," antwortete Gustav, als Axel seine Schilderung von Mariens heißer Liebe geendet.

„Ihr entsagen und zugleich ihr und Dein Lebensglück auf's Spiel setzen, das kann Dein Wille nicht sein!" rief Axel erstaunt. „Sogleich um Mariens Hand anzuhalten, das scheint auch mir nicht recht; aber sie lieben und ihr dies gestehen, dann für sie leben und arbeiten, um sie dereinst besitzen zu können: das wirst und mußt Du. Ja, Gustav, gieb Marien Gewißheit, daß Du sie liebst, daß Du ihr Dein ganzes Leben widmest, und Du wirst sehen, daß Freude und Lebenslust wieder in die frischen Jugendadern dringen."

Lange sprachen die beiden Jünglinge noch mit einander, dann brach der Abend herein und sie machten einen Spaziergang in das herrliche Flußthal.

Vierzehntes Kapitel.

In der kleinen, schon früher erwähnten Stadt liegt am Markte, gerade dem Rathskeller gegenüber, ein schönes gelbes Haus, wohin wir jetzt den Leser mit seiner Erlaubniß führen werden.

An den Fenstern der obern Etage sah man eine Menge von weiblichen Gesichtern jeden Alters, von der jüngsten Tochter des Hauses, der funfzehnjährigen Rosa, bis zu ihrer Großmutter, einer alten, achtzigjährigen Matrone. Denn es war heute große Kaffeegesellschaft bei dem Rathsherrn Landers, zur Feier des dreiundzwanzigsten Septembers, welcher im Kalender mit Thekla bezeichnet steht.

Landers gehörte zu jenen, welche es für eine der ersten hausväterlichen Pflichten halten, die Namenstage zu feiern, und welche die Feier dieser Tage wieder für eine der schönsten hausväterlichen Freuden halten. Er versäumte daher diese Feierlichkeiten nie und konnte sich über seine unverzeihliche Kurzsichtigkeit nicht trösten, daß er seiner jüngsten Tochter zwei Namen gegeben, von denen auch nicht einer im Kalender stand.

Am Tage Johanna war der Rathsherr Landers krank gewesen und hatte also das Namensfest seiner Nichte nicht feiern können. Mehr als seine Krankheit aber quälte ihn dieser Gedanke. „Du sollst dafür gehörig entschädigt wer-

den, liebes Kind," sagte er zu Johanna, welche unverdrossen an seinem Bette saß — und der Onkel hielt Wort.

Spät am Morgen erst erwachte Johanna. Der Kaffeeteller war nach alter Sitte mit Blumen und Blättern geschmückt, ein großer antiker Lehnstuhl stand vor dem Tisch, der mit weißen Linnen überzogen, von Blumen umkränzt war, und auf dessen breiter Lehne mit großen Buchstaben der Name Thekla glänzte. Als Johanna in das Frühstückszimmer trat, schwammen Thränen in den Augen des Onkels, der mit Innigkeit seine Nichte in die Arme schloß; dann kam die Tante mit Küssen, Umarmungen und Schmeichelworten, darauf die Cousinen und später die beiden Buchhalter des Hauses mit großen Blumensträußen und tiefen Kratzfüßen. Auf dem Tische lag ein Geburtstagsgedicht unter Rosen und andern Blumen, nebst einem Shawl und manchen andern Kleinigkeiten von den Cousinen.

Bei dem Mittagsmahl trank man Thekla's Gesundheit im feinsten Weine, und der Onkel versicherte, daß der Abend bei weitem glänzender werden solle.

Gegen vier Uhr füllten sich die Zimmer mit den Notabilitäten der Stadt und den vornehmsten Bewohnern der Umgegend. Die großen Cabarets wanderten jetzt rund herum mit unzähligen Kaffeekuchen, welche den Triumph der Tante Luise bildeten. Im ersten Zimmer befanden sich natürlicherweise die Damen; die vornehmsten derselben hatten das Sopha eingenommen. Die Herren hielten sich theils im Saal, theils in Landers Zimmer auf, und die jungrn Mädchen,

die Glanzseite der Gesellschaft, hatten ihre Lichtpunkte in dem kleinen Cabinet versammelt, welches neben dem ersten Zimmer lag. Einige der eleganten jungen Männer, welche glücklich das Vorzimmer durchschifft hatten, ohne bei irgend einer artigen Tante zu stranden, hatten sich ebenfalls bei dieser kleinen Gesellschaft eingefunden. So zum Beispiel stand der Lieutenant Windén mit den süßesten Worten und, wie es wenigstens scheinen sollte, ganz entzückt an der Seite der schönen Rosa, hatte seine Augenweide an dem schnellen Farbenwechsel auf den Wangen des Mädchens und versteckte vorsichtig unter dem frischgeschwärzten Schnurrbart sein satyrisches Lächeln, welches beim Anblick der übrigen theils flüsternden, theils ihn angaffenden jungen Mädchen auf seinen etwas bleichen Wangen spielte, denn der Lieutenant Windén hatte, obgleich er ganz mit Rosa beschäftigt schien, doch Aufmerksamkeit für die ganze kleine Gesellschaft und entdeckte mit dem geübten Seherblick leicht, daß er der glänzendste Stern derselben war.

Der junge Landers stand vor Charlotte und betrachtete sie mit den privilegirten glühenden Blicken eines Bräutigams während er mit der schönen Hand seiner Braut spielte und ihr allerlei kleine vertrauliche Artigkeiten sagte.

Der älteste Buchhalter, dessen Herz lange für die älteste Tochter des Hauses, die frohe, freudige Lina gebrannt hatte, war jetzt glücklich hinter ihren Stuhl gekommen und sammelte Stoff zu einer Gesprächseinleitung mit seiner Göttin. In einer Fenstervertiefung äußerte ein Kammerjunker, wie

schön das Wetter draußen sei, und auf der Schwelle declamirte ein Student die zierlichsten Lobreden auf den Sonnenschein, welcher ihm aus dem Kabinet entgegenstrahlte, worauf eines der Mädchen ganz passend erwiderte, daß das Kabinet nicht nach der Sonnenseite liege.

Und wo war denn Johanna? Für sie gab es ja hier kein geeignetes Zimmer. Für die Mädchen war sie fast zu alt und zu ernst, und für den Kreis der verheiratheten Damen fehlte ihr ja der Frauentitel. Demungeachtet war die gute Johanna überall gern gesehen und erwünscht, nicht deßhalb, weil sie die Königin des Tages war, sondern wegen ihres sanften, an den Freuden und Interessen Anderer so theilnehmenden Herzens.

Sie hatte jetzt das Kabinet verlassen und in dem Zimmer der Frauen sich einen Platz gesucht, wo sie sich einige Augenblicke ihren zugleich so süßen und doch so bittern Erinnerungen überließ.

„Nein, meine Herrschaften," rief Tante Luise vom Sopha, wo sie zwischen einer alten Probstin und einer reichen adeligen Landdame saß, „jetzt bleibe ich nicht länger hier hinten im Schatten sitzen; ich kann nicht alle Tage auf den Markt hinaus sehen, und man soll doch die Gelegenheit benutzen, wenn sie sich darbietet." Und ungeachtet der Erinnerung der Madame Landers, daß es sich auf den Tabouretten nicht so bequem sitze, wie auf dem Sopha, erhob sich Tante Luise von ihrem Sitz, nahm ihre Tabaksdose, ihre

Brille und ein Stückchen Kuchen, welches sie sich aufgespart hatte, und ging zum Fenster.

Alle Damen folgten Luisens Beispiel; das Sopha wurde leer, das Fenster aber und die Plätze da umher füllten sich übermäßig. In diesem Augenblicke präsentiren wir Landers Haus dem geneigten Leser.

„Ich begreife nicht, wohin alle Honoratioren der Stadt gekommen sind," sagte Madame Wendler, welche trotz der Klarheit ihrer so eben geputzten Brille auf dem ganzen Markte nichts entdecken konnte, als einen Schuster, ein altes schmuziges Weib und einen betrunkenen Bauer.

„Sie können unmöglich unten auf dem Markte sein, wenn sie alle hier versammelt sind," antwortete die Pröbstin lächelnd.

„Aber Sie wollen unsere gute Stadt auch immer zu einem erbärmlichen Nest machen," meinte Tante Luise; „es sind freilich heute viel Herrschaften hier, aber ich versichere Ihnen, daß der Markt überfüllt sein würde, wenn Alle, die nicht hier sind, sich dort versammeln wollten."

„O ja; aber es war hier ja die Rede von den Honoratioren," wendete die Pröbstin ein.

„Eben diese meine ich!" Und jetzt begann Tante Luise in ganz demokratischem Sinne eine Menge von Leuten herzuzählen. Zuletzt noch nannte sie zwei Fräulein, welche wegen Unpäßlichkeit nicht zugegen waren, und die Töchter eines Kontroleurs.

Ihre Gnaden, die ländliche Dame, runzelte ihre hoch-

wohlgeborne Nase, als sie hörte, wie man die einzigen Fräulein der Stadt so unverschämt mit dergleichen ordinären Leuten vermischen könne, und dachte: „Ach, die Kleinstädter! — Aber man findet doch wenigstens Gastfreiheit bei ihnen!“ war ihr zweiter Gedanke, als sie das winkende Punschglas ergriff, und ein paar Fäuste voll Confituren in den großen Pompadour steckte, welchen man des Geizes seiner Besitzerin wegen, allgemein „das Magazin“ nannte.

Gleich darauf trat Landers mit vollem Glase und heiterer Miene, von mehren Herren gefolgt, herein. Mit Einfachheit und Herzlichkeit schlug er vor, auf Thekla's Gesundheit zu trinken, und nachdem die Mitglieder des Kabinets sich in der Thür versammelt hatten, wurden die vollen Gläser auf Johanna's Wohl geleert, welche zögernd und verlegen ihren Dank aussprach.

Sämmtliche Gäste hatten wieder ihre Plätze eingenommen, als plötzlich Tante Luise mitten in einer Abhandlung über Sardellensauce eine Pause machte und die Hände zusammenschlug.

Selbst Johanna kehrte aus ihrem Traumland zurück, als Luise ausrief: „Mein Gott, was kann das für ein Mann sein, der in einem solchen Wagen fährt! Wahrhaftig meine Herrschaften, seit der Krönung zu Norrköping habe ich nichts Aehnliches gesehen!“ — Und jetzt füllten sich die Fenster mit Köpfen jeden Alters.

„Nun, das ist ja angenehm, daß man endlich einmal

hier einen ordentlichen Wagen zu sehen bekommt!" rief die gnädige Frau und führte die Lorgnette vor's Auge.

„Aber wieviel saßen denn in dem Wagen?" fragte Eine von den Unglücklichen, welche zu spät an's Fenster gekommen war und durch die dichten Tüllstreifen der Hauben auch nicht einen Schimmer von dem Wagen hatte sehen können.

„Wie viel?" wiederholte Tante Luise. „Es war ja nur ein einziger Herr darin, und meiner Treu, ich gäbe was drum, wenn man erfahren könnte, wer er ist! Es kommt mir fast vor, als hätte ich dies Gesicht schon einmal gesehen! Aber ich weiß in der That nicht, wo ich es hinbringen soll!"

„Seht, da hält jetzt der Wagen gerade vor der Thür des Rathskellers!" rief Tante Luise und erhob sich in ihrer ganzen Länge. „Wer doch jetzt besser sehen könnte! Johanna, Du hast ja bessere Augen, komm her und versuch', ob Du den Mann da erkennen kannst. Sieh, jetzt steht er auf dem Wagentritt — —"

Johanna kam an's Fenster, konnte aber nicht durch die Menge der neugierigen Gäste nahe genug herankommen, viel weniger also auf den Markt blicken; gleichgiltig zog sie sich wieder zurück, konnte sich aber eines kleinen Lächelns über die Neugierde der Frauen nicht enthalten.

„Eine große, kräftige Figur," meinte Tante Luise, nachdem der Reisende in den Gasthof gegangen war, „wahrscheinlich ein Graf oder ein Baron — oder — — —"

„Ein reicher Gutsbesitzer," meinte die adelige Dame.

Die Pferde waren losgespannt, und das Gepäck in's Haus getragen, der hohe Reisende aber wurde nicht weiter sichtbar.

„Es ist wirklich traurig um den armen Mann," sagte Madame Wendler; „denken Sie nur, wie muß er sich heute Abend wohl langweilen, während wir uns hier amüsiren! Sollte es nicht die Artigkeit erfordern, daß man ihn zu uns einlüde?" fuhr sie, zu Madame Landers gewandt, fort. „Sehr gastfreundlich wäre es von uns!"

„Zu gastfreundlich, fürchte ich!" antwortete Madame Landers.

„Dann könnten wir wenigstens zu Winbom's schicken, liebes Friederikchen, wir würden doch erfahren, wer er ist."

„Wenn es den Herrschaften genehm ist, so will ich selbst mir ein kleines Geschäft zu Hause machen," sagte Madame Winbom, die ebenfalls zu den Gästen, und auch zu Denen gehörte, welche nichts gesehen hatten.

Tante Luise, so wie alle Uebrigen waren mit diesem Einfall völlig einverstanden, und im nächsten Augenblicke schon wanderte die Frau Rathskellermeisterin Winbom in ihrem großblum'gen Kleide über den Markt.

„Eine recht artige, gefällige Frau, die Winbom," meinte Tante Luise zufrieden, und alle Frauen stimmten ihr durchaus bei.

Bald war die Abgesandte wieder da, und sobald sie durch die vielen Fragen von allen Seiten her ihre Stimme geltend machen konnte, berichtete sie, daß der Reisende ein Guts- und Bergwerksbesitzer sei, der einige schöne Zimmer und warmen Thee verlangt und gefragt habe, wo der Kaufmann Landers wohne.

„Nun, so ist es das Einfachste von der Welt, zu ihm zu schicken und ihn zum Thee einladen zu lassen," sagte Tante Luise.

„Nein, meine gute Madame Wendler," fiel die Winbom ein, „unser Gast würde sehr wenig Achtung für mich hegen, wenn er erführe, daß ich seine Ankunft und seine Absicht sogleich ausgeplaudert hätte; denn als ich kam, saß er ruhig am Fenster und war noch nicht aufgestanden, als ich ging."

„Aber sagen Sie doch, wie sah er aus? riefen Mehre auf einmal.

„Ganz gut! Ungefähr von der Größe meines Mannes; beleibt und mit frischem Gesicht. Er saß da und betrachtete das Haus hier so ernst, als wäre es eine Kirche."

Madame Winbom's Worte waren mit zauberischer Kraft in Johanna's Herz gedrungen. „Aber warum diese Unruhe, dies Zittern?" dachte sie, gleichsam um ihre Gemüthsbewegung zu beschwichtigen. „Er kann es doch nicht sein — — nein, das wäre unmöglich! — Und doch stimmt jedes Wort mit seinem Aeußern, seinem Wesen überein! — Kann

man aber nicht eine solche Beschreibung auf Tausende von Männern anwenden?" — — So ungefähr dachte Johanna, konnte aber trotzdem nicht ihr räthselhaftes Zittern, ihre fast unerklärliche Ahnung zurückweisen.

Der Thee war getrunken, die geschmackvollen Zimmer erleuchtet und die Fenstervorhänge zu der Tante, und besonders Luisens, innerlichem Verdruß herabgelassen, denn jetzt konnten sie ihrem räthselhaften Fremden nicht nachspüren, und was noch ärgerlicher war, auch Landers nicht überreden, ihn einladen zu lassen. Johanna war zu den jungen Mädchen gegangen, wo Rosa am Piano einige schöne, einfache Lieder sang.

Rosa's Spiel war mit den Ereignissen und Erinnerungen des Tages tief in Johanna's Seele gedrungen; und als diese nun mit ihrer reinen, vollen Stimme das melancholische Lied: „Kehr' zurück zu meinem treuen Herzen" begann, da konnte sie ihre Thränen nicht länger zurückdrängen; sie ging leise hinaus und in ihr Zimmer im untern Stockwerk. Hier ließ sie ihren überströmenden Gefühlen, ihren Thränen freien Lauf. Sie zog das Portrait hervor; ihr Auge ruhte lange und fest auf den ihr so theuern Zügen. So hatte sie Minuten lang dagesessen, als sie hörte, wie sich das Schloß der Thür bewegte.

„Der Onkel!" dachte sie, versteckte das Bild und wischte die Thränen fort. Aber in der Eile riß sie das Band des

Bayerische Staatsbibliothek München

Portraits entzwei, es rollte auf den Boden. Ehe sie es noch aufnehmen konnte, öffnete sich die Thüre und schloß sich wieder leise.

Johanna erhob sich, um ihrem Onkel entgegen zu gehen, aber mit einem Schrei sank sie auf das Sopha zurück.

Ende des ersten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

…örster Buchh.

Crusenstolpe, Magnus Jakob <<von>>,

Der Pfarrhof zu Högadal

Bd.: 1

Grimma (1845)

P.o.rel. 7482-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038585-8